

Keine Unterschiede?

Wie steht es
um das Wohlergehen
der Kinder
in gleichgeschlechtlichen
Haushalten?



Keine Unterschiede?

Vier Sozialwissenschaftliche Studien
zum Wohlergehen von Kindern
in gleichgeschlechtlichen Haushalten



Impressum

Familienbund der Katholiken im Bistum Augsburg

Kappelberg 1

86150 Augsburg

www.familienbund.bistum-augsburg.de

Foto Titelseite: shutterstock

Herstellung: TextBildGrafik Schneider, Meitingen

Hinweis: Die Zusammenfassungen der Studien wurden übersetzt im Auftrag des Familienbundes mit freundlicher Genehmigung des Witherspoon Institutes, Princeton, New Jersey, im Original veröffentlicht im Buch „No Differences? How Children in Same-Sex Households Fare“ ISBN-Nr. 978-0-9851087-2-4



Seite 5

Zusammenfassung der Studie von Loren Marks

**„Same-Sex Parenting and Children’s Outcomes:
A Closer Examination of the American Psychological
Association’s Brief on Lesbian and Gay Parenting“**

„Gleichgeschlechtliche Elternschaft und die Auswirkungen auf die Kinder:
Eine genauere Untersuchung der Abhandlung der American Psychological
Association über lesbische und homosexuelle Elternschaft“



Seite 9

Zusammenfassung der Studie von Mark Regnerus

**„How Different Are the Adult Children of Parents
Who Have Same-Sex Relationships? Findings
from the New Family Structures Study“**

„Wie verschieden sind die erwachsenen Kinder, deren Eltern
gleichgeschlechtliche Beziehungen haben [im Vergleich mit Kindern aus anderen
Familienstrukturen]? Ergebnisse aus der New Family Structures Study“

und

**„Parental Same-Sex Relationships, Family Instability, and
Subsequent Life Outcomes for Adult Children: Answering Critics
of the New Family Structures Study with Additional Analyses“**

„Gleichgeschlechtlich lebende Eltern, Familieninstabilität und die
Auswirkungen auf das Leben der erwachsenen Kinder: Eine Antwort auf
Kritik an der New Family Structures Study mit zusätzlichen Analysen“



Seite 17

Zusammenfassung der Studie von Douglas W. Allen,
Catherine R. Pakaluk und Joseph Price’s

**„Nontraditional Families and Childhood Progress
through School: A Comment on Rosenfeld“**

„Nichttraditionelle Familien und die schulische Entwicklung
der Kinder: Ein Kommentar zu Rosenfeld“

und

„Normal progress through School: Further Results“

„Normale schulische Entwicklung: Weitere Ergebnisse“



Seite 23

Zusammenfassung der Studie von Douglas W. Allen

**„High School Graduation Rates Among
Children of Same-Sex Households“**

„Highschool-Abschlussquoten von Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten“

Zusammenfassung der Studie von Loren Marks

„Same-Sex Parenting and Children’s Outcomes: A Closer Examination of the American Psychological Association’s Brief on Lesbian and Gay Parenting“

„Gleichgeschlechtliche Elternschaft und die Auswirkungen auf die Kinder:
Eine genauere Untersuchung der Abhandlung der American Psychological
Association über lesbische und homosexuelle Elternschaft“

Social Science Research 41 (Juli 2012): S. 735-751,
<http://dx.doi.org/10.1016/j.ssresearch.2012.03.006>

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Im Jahr 2005 veröffentlichte die American Psychological Association (APA) eine kurze Darstellung über lesbische und homosexuelle Elternschaft, in der behauptet wurde: „Keine einzige Studie stellte fest, dass Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern in irgendeiner signifikanten Hinsicht im Vergleich zu Kindern heterosexueller Eltern benachteiligt sind.“

Marks findet diese Zuversicht der APA überraschend: Angesichts der geringen, nicht-repräsentativen Stichprobenauswahl den Schluss zu ziehen, dass es „keine signifikanten Unterschiede“ zwischen den Kindern gibt – und ebenso angesichts der bestehenden sozialwissenschaftlichen Forschung zu Familienstrukturen, in der herausgefunden wurde, dass Abweichungen von der intakten biologischen Familie mit negativen Folgen für die Kinder verbunden sind. Marks prüft die von der APA zitierte Forschung, um sicherzustellen, dass ihre Behauptung durch fundierte wissenschaftliche Erkenntnisse gestützt ist. Nach sorgfältiger Analyse kommt er zu dem Ergebnis, dass die wissenschaftlichen Belege die von der APA aufgestellte Behauptung nicht rechtfertigen können.

Zunächst überprüft Marks die 67 zitierten Texte und findet heraus, dass acht von ihnen unveröffentlichte Dissertationen sind. Da unveröffentlichte Werke nicht mittels Peer-Review begutachtet werden, lässt er sie unberücksichtigt und konzentriert sich auf die verbleibenden 59 publizierten Studien. Dabei stellt er sieben Probleme in Bezug auf die Behauptung der APA fest.

1. Die APA macht Hinweise zur allgemeinen Erfahrung von Kindern lesbischer und homosexueller Eltern, obwohl die Stichproben in den zitierten Studien nicht repräsentativ für die Allgemeinpopulation von Kindern aus lesbischen und homosexuellen Haushalten sind. Die APA behauptet, dass „Kinder von

lesbischen oder homosexuellen Eltern“ insgesamt nicht benachteiligt sind – im Vergleich mit Kindern gegengeschlechtlicher Eltern. Doch die überwiegende Mehrzahl der 59 Studien, nämlich 77%, basiert nicht auf Zufallsstichproben (random samples), sondern auf nicht-repräsentativer, willkürlicher Stichprobenauswahl (convenience samples).

Willkürliche Stichproben unterscheiden sich von Zufallsstichproben, denn die erstgenannten erfassen nur Daten von Personen, die sich aktiv freiwillig melden, um Daten zu liefern. Beispielsweise sind das Personen, die ihre eigene persönliche Geschichte in Bezug auf gleichgeschlechtliche Elternschaft anbieten oder Einzelberichte über ihre Erfahrung mit Kindern gleichgeschlechtlicher Eltern. Auch wenn diese Informationen wertvoll sind, handelt es sich dabei doch nicht um zufällig ausgewählte Daten, und dies kann im Ergebnis zu Verzerrungen führen. Personen, die hochmotiviert sind, Veränderungen beispielsweise beim Eherecht zu erreichen, sind möglicherweise am ehesten bereit, freiwillig Auskünfte über ihre Erfahrungen als gleichgeschlechtliche Eltern zu geben. Darüber hinaus neigen willkürliche Stichproben dazu, Daten von Gruppen gleichgesinnter Menschen zu gewinnen, also von Auskunftspersonen, die eher den gleichen sozialen Hintergrund und die gleichen Interessen haben, die in gleichen wirtschaftlichen Situationen leben und/oder gleiche Verhaltensmuster aufweisen. Man kann keine Verallgemeinerungen über die gesamte Population von Kindern vornehmen, die mit gleichgeschlechtlichen Eltern zusammenleben, indem man auf Daten vertraut, die aus der Erfahrung einer kleinen, homogenen Gruppe von Menschen gewonnen wurden und diese spiegeln. Dass die APA von „Kindern von lesbischen oder homosexuellen Eltern“ spricht, ohne die Beschränkungen ihrer Quellenlage zu erklären, ist irreführend.

2. Die 59 Studien beruhen nicht auf Stichproben, die ethnische (engl. „racial“), sozioökonomische oder Mann/Frau Unterschiede berücksichtigen. Die Studien stützen sich ausschließlich oder fast ausschließlich auf Stichproben weißer, gut ausgebildeter Frauen, vornehmlich aus der Mittel- oder Oberschicht.¹ Nur drei Abhandlungen untersuchten Haushalte mit einem homosexuellen Vater im Vergleich mit heterosexuellen Haushalten – und keine davon erforschte die Auswirkungen auf die Kinder von homosexuellen Vätern, lediglich die Auswirkungen auf die homosexuellen Väter selbst. Obwohl also die APA eine Behauptung über „Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern“ aufstellte, ging es bei den Studien tatsächlich nur um die Auswirkungen auf Kinder, die von gut ausgebildeten, weißen, lesbischen Frauen aus der Mittel- bis Oberschicht betreut wurden. Die Studien berücksichtigen nicht die entscheidenden Vorteile der Mütter in Bezug auf Wohlstand, Ethnie (engl. „race“) und Ausbildung. Zweifelsohne kann bei diesen Kindern nicht davon ausgegangen werden, dass sie den Durchschnitt aller Kinder von gleichgeschlechtlichen Eltern in den Vereinigten Staaten repräsentieren.

3. Obwohl die APA einen Vergleich zieht zwischen Kindern von lesbischen und schwulen Eltern gegenüber Kindern von heterosexuellen Eltern haben nur 33 der 59 Studien eine heterosexuelle Vergleichsgruppe. Von diesen 33 Studien zogen 13 Untersuchungen eine heterosexuelle Vergleichsgruppe heran, die ausschließlich aus alleinerziehenden Elternteilen besteht, die meisten von ihnen sind alleinerziehende Mütter. (Die anderen 20 Studien geben die Zusammensetzung ihrer heterosexuellen Vergleichsgruppe gar nicht an, was an sich schon ein Fehler ist.) Wenn die APA von „Kindern heterosexueller Eltern“ spricht, ist zu erwarten, dass sie sich dabei zumindest teilweise auf Kinder aus intakten Familien mit Mutter und Vater, die miteinander verheiratet sind, bezieht – also auf diejenige Familienstruktur, bei der Sozialwissenschaftler üblicherweise davon ausgehen, dass sie die für Kinder am besten geeignete ist. Solche Kinder sind aber in keiner Vergleichsgruppe der zitierten Studien zu finden. In Wirklichkeit verglichen die von der APA zitierten Studien eine ausgewählte Stichprobe (die Kinder wohlhabender Familien mit zwei weißen Müttern) mit einer ausgewählten Stichprobe einer anderen Gruppe (Kinder mit vielfältigem Hintergrund und alleinerziehenden Müttern) – und die APA stellt die pauschale Behauptung auf, dass es keine Unterschiede zwischen den Kindern aus lesbischen oder schwulen Familien gegenüber Kindern aus heterosexuellen Familien gibt.

4. Die APA behauptet, „keine einzige Studie“ habe herausgefunden, dass Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern benachteiligt seien. Schon vor 2005 wurde aber eine Studie veröffent-

licht, die hätte beachtet werden müssen: die australische Studie von Sotirios Sarantakos (1996). Sarantakos verglich Kinder von heterosexuellen Ehepaaren mit Kindern von homosexuellen Paaren sowie mit Kindern von [heterosexuellen] Paaren in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Dabei benutzte er die Daten der größten damals zur Verfügung stehenden Vergleichsprobe (N=174).² Gestützt auf Lehrerberichte, Testergebnisse der Kinder sowie schulische Beurteilungen der Leistungen der Kinder (statt elterliche Aussagen zur Entwicklung der Kinder), stellte Sarantakos fest, dass die Kinder aus heterosexuellen ehelichen Haushalten ihre Altersgenossen aus homosexuellen Haushalten in wesentlichen Aspekten übertrafen. Die APA zitiert die Sarantakos-Studie jedoch nur in einer Fußnote. Sie kritisiert sie mit dem Einwand, die Studie widerspreche der Mehrzahl der „keine Unterschiede“-Forschungsarbeiten und sei in einer weniger bekannten australischen Zeitschrift veröffentlicht worden. Marks weist aber auf das Beachtenswerte der Sarantakos-Studie hin: Die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Familien wurden mit Kindern aus verheirateten heterosexuellen Familien verglichen. Und dabei traten signifikante Unterschiede in Bezug auf die Ergebnisse bei den den Kindern zutage. Die APA kannte also die Studie, was die Glaubwürdigkeit ihrer Behauptung, „keine einzige Studie“ habe herausgefunden, dass Kinder von lesbischen oder schwulen Eltern benachteiligt seien, wenn sie mit Kindern aus heterosexuellen Familien verglichen wurden, ramponiert.

5. Die APA behauptet, „in jeder wesentlichen Hinsicht“ seien die Kinder von gleichgeschlechtlichen Eltern nicht benachteiligt. Als Marks sich jedoch die Kategorien der in den 59 Abhandlungen analysierten Auswirkungen auf die Kinder ansah, stellte er fest, dass von den meisten Studien geschlechtsbezogene Entwicklungen untersucht wurden, die für die Gesellschaft nicht von großem allgemeinem Interesse sind. In Bezug auf Auswirkungen auf die Kinder fokussieren sozialwissenschaftliche Studien normalerweise auf bedeutendere gesellschaftliche Anliegen wie etwa „generationenübergreifende Armut, akademische Ausbildung und/oder Erwerbsbeitrag, schwere Kriminalität, Gefängnisaufenthalt, frühe Schwangerschaften, Drogen/Alkoholmissbrauch oder Suizid“.³ Im Gegensatz dazu wurden in den von der APA zitierten Artikeln Auswirkungen untersucht wie beispielsweise „sexuelle Orientierung; Verhaltensanpassung, Selbstkonzepte und Geschlechtsrollenidentität; sexuelle Identität; sexuelles Rollenverhalten; Selbstwertgefühl; psychosexuelle und psychiatrische Einschätzung; sozioemotionale Entwicklung; sowie die mütterliche psychische Gesundheit und die Anpassung des Kindes.“⁴ Die Behauptung der APA, die Kinder seien „in jeder wesentlichen Hinsicht“ nicht benachteiligt, ist irreführend, wenn man berücksichtigt, was die Sozialwissenschaften normalerweise als wesentlichste Aspekte ansehen.

Marks weist auch darauf hin, dass Sarantokos im Jahr 2000 eine größere Studie in Buchumfang bei der Harvard University Press veröffentlichte. Darin wird von signifikanten und erschütternden Unterschieden zwischen Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten und Kindern aus gegengeschlechtlichen Haushalten in den Bereichen „Drogen- und Alkoholmissbrauch, Bildung (Schulschwänzen), sexuelle Aktivität und Kriminalität“ berichtet.⁵ Die APA führt diesen Harvard-Band, der in einer Peer Review begutachtet wurde, noch nicht einmal in einer Fußnote auf, obwohl im Buch zur Unterstützung seiner Behauptung acht unveröffentlichte Dissertationen zitiert werden.

6. Keine der 59 Studien hat die langfristige Entwicklung der Kinder beobachtet. Wissenschaftler, die über Auswirkungen bei Kindern arbeiten, wissen, dass viele Kinder erst später im Leben Probleme zeigen, etwa wenn es für Jugendliche und junge Erwachsene Zeit ist, ihre eigenen Liebesbeziehungen einzugehen, wenn sie ins Berufsleben eintreten, etwas zur Gesellschaft beitragen und schließlich ihre eigene Familie gründen. Dass die APA jedoch keine Studie über die Entwicklung in der Jugendzeit und im frühen Erwachsenenalter erwähnt, sondern vornehmlich nur Auswirkungen in der frühen Kindheit anführt – und dann erklärt, es gebe für Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten keine Nachteile – ist eine voreilige Aussage.

7. Marks wies die APA darauf hin, dass sie gegen ihre eigenen Richtlinien für statistische Forschung, wie sie im Publication Manual aufgeführt sind, verstoßen hat. Mehrfach gab die APA Anweisungen heraus, wonach Forschung, der zufolge keine Unterschiede zwischen Gruppen festgestellt werden können, sich ernsthaft mit den „Erwägungen über statistische Aussagekraft“ von Forschungsergebnissen auseinandersetzen muss. Sie muss den Stichprobengrößen und Effektstärken große Aufmerksamkeit widmen sowie einen Nachweis für die engen Zusammenhänge der vorgetragenen Ergebnisse bringen. Marks stellt fest, dass nur vier der 59 Studien statistische Überprüfungen bereitstellten, die diesen Maßstäben gerecht werden. 51 Studien fallen unter die statistische Fehlentscheidung „Fehler 2. Art“; d.h. die falsche Behauptung, dass es „keine Unterschiede gibt“, wird nicht zurückgewiesen.

Marks beendet seine Kritik mit Empfehlungen für Wissenschaftler, die in Zukunft gleichgeschlechtliche Elternschaft untersuchen:

1. Rücken Sie von geringen willkürlichen Stichproben (convenience samples) ab, und verwenden Sie umfangreiche repräsentative Stichproben.

2. Rücken Sie von genderbezogenen Ergebnissen in Bezug auf das Kind ab, und fokussieren Sie auf Ergebnisse, die für die Gesellschaft von größerem

Interesse sind, die sich aber erst später im Leben eines Kindes (im Jugendalter und frühen Erwachsenenalter) zeigen.

3. Beziehen Sie unterschiedliche gleichgeschlechtliche Familien in die Stichproben mit ein (zumindest Familien mit homosexuellem Vater, aber auch ethnische [engl. „racial“] Minderheiten und solche mit geringerem sozioökonomischen Status).

4. Beziehen Sie intakte verheiratete gegengeschlechtliche Familien bei der Vergleichsgruppe mit ein.

5. Reagieren Sie gewissenhaft auf die Kritik von Experten in Bezug auf Stichprobengröße, Stichprobenverfahren, statistische Aussagekraft und Effektstärke.

Die Darlegung der APA über lesbische und homosexuelle Elternschaft behauptete im Jahr 2005: „Keine einzige Studie stellte fest, dass Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern in irgendeiner signifikanten Hinsicht im Vergleich zu Kindern heterosexueller Eltern benachteiligt sind.“ Marks' Überprüfung hingegen zeigt, dass die von der APA zitierten Studien nur Belege für wesentlich begrenztere Aussagen ergeben: Einige der von zwei gut ausgebildeten, weißen, lesbischen Frauen mit dem sozioökonomischen Status der Mittel- bis Oberschicht betreuten Kinder zeigten keine Unterschiede in Bezug auf hauptsächlich genderbezogene Ergebnisse, wenn sie mit Kindern verglichen werden, die bei alleinerziehenden Müttern unterschiedlicher ethnischer [engl. „racial“] und sozioökonomischer Herkunft aufwachsen.

Anmerkungen

- 1 Michael Rosenfeld erläutert: „Bei den Studien mit willkürlich ausgesuchten Stichproben stützten sich einige der wichtigsten auf Stichproben von Frauen, die durch künstliche Befruchtung Eltern geworden waren (assistierte Reproduktion; Brewaeyts et al. 1997; Chan, Raboy, and Patterson 1998; Flaks et al. 1995). Da Personen, die durch medizinische Maßnahmen Eltern werden, mithilfe der IVF-Kliniken erkannt werden können – und somit leichter zu rekrutieren sind als gleichgeschlechtliche Eltern in der Allgemeinbevölkerung – zielte die Literatur über Elternschaft von gleichgeschlechtlichen Paaren darauf ab, Studien über jene Frauen herauszustellen, die sich eine künstliche Befruchtung (assistierte Reproduktion) finanziell leisten können: weiße Frauen aus der Ober- bis Mittelschicht. National repräsentative Daten zeichnen da ein anderes Bild: Beim U.S.-Zensus gehören Eltern in gleichgeschlechtlichen Beziehungen eher der Arbeiterklasse an und sind mit einer höheren Wahrscheinlichkeit Nicht-Weiße im Vergleich zu den verheirateten heterosexuellen Paaren.“ Siehe Anhang: Michael Rosenfeld, „Nontraditional Families and Childhood Progress through School“, *Demography* 47 (August 2010): 755-775, p. 757.
- 2 Die Sarantokos Studie bezieht sich nicht auf eine große, randomisierte, repräsentative Stichprobe in der Art, wie es die Regnerus Studie in 2012 tut.
- 3 Marks, 743.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd., 744.



Zusammenfassung der Studie von Mark Regnerus

„How Different Are the Adult Children of Parents Who Have Same-Sex Relationships? Findings from the New Family Structures Study“

„Wie verschieden sind die erwachsenen Kinder, deren Eltern gleichgeschlechtliche Beziehungen haben [im Vergleich mit Kindern aus anderen Familienstrukturen]? Ergebnisse aus der New Family Structures Study“

Social Science Research 41(4) (July 2012): 752-770,
<http://dx.doi.org/10.2016/j.ssresearch.2012.03.009>

und

„Parental Same-Sex Relationships, Family Instability, and Subsequent Life Outcomes for Adult Children: Answering Critics of the New Family Structures Study with Additional Analyses“

„Gleichgeschlechtlich lebende Eltern, Familieninstabilität und die Auswirkungen auf das Leben der erwachsenen Kinder: Eine Antwort auf Kritik an der New Family Structures Study mit zusätzlichen Analysen“

Social Science Research 41(6) (November 2012): 1367-1377,
<http://dx.doi.org/10.1016/j.ssresearch.2012.08.015>

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Der Soziologe *Mark Regnerus* vom Population Research Center [Forschungszentrum für Bevölkerungsentwicklung] an der Universität in Austin/Texas legt in „How Different?“ neue und umfassende empirische Belege vor, die nahelegen: Es gibt Unterschiede zwischen Kindern, deren Eltern eine gleichgeschlechtliche Beziehung hatten, und Kindern, die von ihren biologischen, verheirateten Eltern großgezogen wurden.

Die Ergebnisse beruhen auf den Daten der 2011 veröffentlichten „New Family Structures Study“ (NFSS), deren Durchführung *Regnerus* leitete. In der Studie wurden 2.988 junge Erwachsene mit dem ausdrücklichen Ziel befragt, landesweit repräsentative Daten über Kinder aus unterschiedlichen Familienstrukturen zu gewinnen. Das betrifft intakte biologische Familien, spät geschiedene Familien, Patchworkfamilien, Ein-Eltern-Familien, Adoptivfamilien, Familien mit einem Elternteil, der schon einmal in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung war,¹ sowie

andere Familienstrukturen (etwa Familien mit einem verstorbenen Elternteil). Kritiker der Studie haben eingeräumt, dass sie „besser als alle früheren Studien ausgestattet ist, um Unterschiede zwischen diesen Bevölkerungsgruppen herauszufinden.“²

Stärken der NFSS

Die Daten der NFSS und der zusammenfassende Artikel „How Different“ sind unter vier wesentlichen Aspekten einzigartig im Vergleich zur übrigen Forschung über homosexuelle Elternschaft. Erstens: Die Daten der Studie stammen aus einer großen Anzahl zufällig ausgewählter, junger Erwachsener (Alter zwischen 18 und 39 Jahren) aus den USA. In der ersten Generation der Forschung zu homosexueller Elternschaft hatte man sich auf kleine, nicht zufällig ausgewählte Stichproben verlassen. Diese Datensätze sind aber unzureichend, wenn man generelle Rückschlüsse auf Familien mit homosexueller Elternschaft ziehen will.³

Eine der bekannteren Unternehmungen, Daten über homosexuelle Elternschaft zu gewinnen, war die National Longitudinal Lesbian Family Study [Nationale Langzeitstudie zu lesbischen Familien], kurz NLLFS genannt. Diese Studie benutzte ein sog. Convenience Sample, also eine nicht repräsentative Stichprobenauswahl. Die Studienteilnehmer wurden nicht zufällig aus der gesamten Bevölkerung genommen, sondern über Anzeigen in Zeitschriften für lesbische Frauen, über Buchläden speziell für Frauen und über Events für Lesben in mehreren größeren Metropolregionen angeworben.⁴ Diese Art der Auswahl ist geeignet, Informationen über das Verhalten bestimmter Gruppen zu sammeln (in diesem Fall Frauen, die in lesbischen Gruppen in einer Großstadtregion aktiv sind und eifrig, an Befragungen zu ihrer Kindererziehung mitzuwirken). Sie ist aber ungeeignet, wenn es darum geht, allgemeine Trends über lesbische Eltern zu erfassen, in denen viele den sozioökonomischen, ethnischen (engl. racial) oder geographischen Mustern sowie Verhaltensmustern der ausgewählten Gruppe nicht entsprechen. Alle Behauptungen über eine Bevölkerungsgruppe, die auf einer nicht repräsentativen Teilgruppe basiert, muss mit Einschränkungen betrachtet werden, denn eine solche Stichprobe ist weniger vielfältig als eine wirklich repräsentative Auswahl.⁵

Eine zweite Stärke der NFSS ist: Sie konzentriert sich auf die Aussagen von Erwachsenen, die einmal Kinder in den verschiedenen Haushalten waren. Normalerweise konzentrieren sich Studien über homosexuelle Elternschaft darauf, was im Moment – während die Kinder noch unter der Fürsorge der Eltern stehen – in diesen Haushalten vor sich geht. Die Verfasser dieser Studien befragten zudem üblicherweise die Eltern darüber, wie es ist, als schwuler Mann oder lesbische Frau ein Kind zu erziehen. Solche Forschungen können nicht aufzeigen, wie es den Kindern später als Erwachsene geht oder was sie während ihres Aufwachsens erlebt haben. In manchen Fällen werden auch Informationen von Teilnehmern gesammelt, die sich schon über eventuelle politische Auswirkungen ihrer Antworten bewusst und somit während der Befragung voreingenommen sind.⁶

Drittens: Die Vergleichsgruppe bei *Regnerus* besteht aus intakten biologischen Familien. In früheren Forschungen zu homosexueller Elternschaft wurden Familien mit homosexuellen Eltern verglichen mit Ein-Eltern-Familien, Scheidungsfamilien oder Patchworkfamilien. Oder es wurden Familien mit homosexuell lebenden Eltern, die ausgewählt und oft sozioökonomisch privilegiert waren, verglichen mit einer breiten, repräsentativen Familien-Auswahl aus der Allgemeinbevölkerung.⁷

„How different“ vergleicht Kinder, die angaben, eine Mutter zu haben, die eine lesbische Beziehung hatte (kurz MLR) oder einen Vater, der eine schwule Beziehung hatte (kurz FGR), mit Kindern, die in ei-

ner intakten biologischen Familie mit verheirateten Eltern aufgewachsen sind (kurz IBF). Die Begründung dafür ist, dass die intakte biologische Familie seit langem als „Goldstandard“ für die Kinder gilt, unter anderem weil die Haushaltsstabilität (eine intakte elterliche Beziehung) gut belegte Vorteile für die Kinder bedeutet. In „How Different“ wird die Messlatte also hoch angelegt, um festzustellen, ob es Unterschiede gibt zwischen Kindern aus traditionellen biologischen Familien und Kindern aus den neuen Familienstrukturen.⁸

Ein vierter Pluspunkt der NFSS ist: Sie hat Daten von Kindern in vierzig verschiedenen Bereichen gesammelt, die von wesentlichem Interesse für Erziehungsforscher sind und die das soziale, emotionale und Beziehungs-Wohlbefinden der erwachsenen Kinder abdecken.⁹ Die Frage-Kategorien reichen von „Wie zufrieden sind Sie als erwachsene Person in Ihren Liebesbeziehungen?“ über „Haben Sie schon einmal von Sozialleistungen gelebt?“ und „Haben Sie schon einmal in Armut gelebt?“, bis hin zu „Haben Sie schon einmal sexuelle Übergriffe erlebt?“ und „Wurden Sie schon einmal für ein Verbrechen verurteilt?“ Zum Vergleich: Die Studie von Michael Rosenfeld untersuchte nur einen Aspekt des Wohlergehens der Kinder: das Bildungsniveau. Die meisten der früheren Studien zu homosexueller Elternschaft konzentrierten sich auf Auswirkungen im geschlechtlichen und emotionalen Bereich der Kinder (zum Beispiel sexuelle Identität und Orientierung und Selbstwertgefühl) – Themen, die für die Allgemeinbevölkerung weniger bedeutsam sind.¹⁰

Im Folgenden sind einige der wichtigsten Ergebnisse der NFSS zusammengefasst:

Rassenzugehörigkeit

In der öffentlichen Wahrnehmung und klischeehaft werden schwule und lesbische Haushalte mit Kindern üblicherweise als Teil der weißen Mittelschicht der Bevölkerung angesehen. Als Antwort auf die Frage nach der Ethnie (engl. race), gaben jedoch 48% der Studienteilnehmer mit einem schwulen Vater und 43% der Teilnehmer mit einer lesbischen Mutter an, dass sie entweder schwarzer oder hispanischer Herkunft seien. Das ist ein viel höherer Prozentsatz als die bisherigen auf Convenience Samples basierenden Studien suggerierten.¹¹

Sozialhilfe

Wirtschaftlich gesehen sind die erwachsenen Kinder mit MLRs viermal wahrscheinlicher auf Sozialhilfe angewiesen als die Kinder aus IBFs. Es ist außerdem dreieinhalbmal wahrscheinlicher, dass sie arbeitslos sind.

Kriminalität

Den größten Hang zur Kriminalität zeigen die Kinder mit FGRs. Sie wurden im Schnitt häufiger verhaftet und bekannten sich häufiger schwerer Verbre-

chen für schuldig als die Befragten aus allen anderen Familienkategorien. Die Kinder mit MLRs gaben am zweithäufigsten Verstrickungen in Verbrechen und Festnahmen an. Die jungen Erwachsenen aus IBFs waren am seltensten in Verbrechen oder Festnahmen verwickelt.

Sexuelle Belästigung

Entgegen der in letzter Zeit weit verbreiteten Schlussfolgerungen¹², dass es keine sexuellen Übergriffe in lesbischen Haushalten gäbe, fand die NFSS heraus: Auf die Frage, ob sie jemals von einem Elternteil oder einer anderen erwachsenen Fürsorgeperson sexuell berührt worden seien, antworteten die Kinder von Müttern, die eine lesbische Beziehung hatten, elfmal häufiger mit „Ja“ als die Kinder aus IBFs. Bei den Kindern mit FGRs war die Wahrscheinlichkeit, die Frage mit „Ja“ zu beantworten, dreimal höher. Kindern aus IBFs waren am seltensten sexuell belästigt worden. Nur 2% von ihnen beantworteten die Frage mit „Ja“ (im Unterschied zu 23% der Kinder mit MLRs). Auf die Frage, ob sie jemals gegen ihren Willen zum Geschlechtsverkehr gezwungen wurden, war die Wahrscheinlichkeit eines „Ja“ wiederum bei den Befragten, deren Mutter eine lesbische Beziehung hatte, am höchsten. Sie war viermal höher als bei IBFs; bei den Teilnehmern deren Vater eine schwule Beziehung hatte, war sie dreimal höher als bei IBFs.

In Prozentwerten: 31% der Kinder mit MLRs gaben an, zu Geschlechtsverkehr gezwungen worden zu sein; bei den intakten biologischen Familien waren dies 8%; bei den Kindern mit FGR waren es 25%. Diese Ergebnisse stimmen mit Forschungsergebnissen zu heterosexuellen Familien überein. So zeigt ein kürzlich veröffentlichter Regierungsbericht: Kinder, die in einer intakten biologischen Familie mit verheirateten Eltern aufwachsen, haben die geringste Wahrscheinlichkeit, sexuell, physisch oder emotional misshandelt zu werden.¹³

Sexuell übertragbare Erkrankungen

Auf die Frage, ob sie schon einmal an einer sexuell übertragbaren Erkrankung (STD) litten, gaben die jungen Erwachsenen mit FGRs dreimal häufiger eine bejahende Antwort als die Kinder aus IBFs. Die Befragten mit MLRs antworteten zweieinhalbmal häufiger mit „Ja“, gefolgt von den Befragten aus Patchworkfamilien, die zweimal häufiger mit „Ja“ antworteten. Die Studienteilnehmer aus intakten biologischen Familien und aus „anderen“ Familienstrukturen hatten die geringste Wahrscheinlichkeit, schon einmal eine STD gehabt zu haben.

Marihuana/Zigarettenrauchen

Am häufigsten gaben die Kinder von geschiedenen Eltern an, Marihuana zu konsumieren, durchschnittlich eineinhalbmal häufiger als die Teilnehmer aus IBFs. Danach folgten die Kinder mit MLRs, gefolgt von Kindern alleinerziehender Eltern und den

Kindern mit FGRs. Die Befragten, die von nichtverwandten Personen adoptiert worden waren und die aus IBFs konsumierten am seltensten Marihuana. Das Rauchen von Zigaretten war unter den Kindern mit MLRs am beliebtesten, gefolgt von Kindern mit FGRs. Von allen Familienkategorien rauchten die Kinder aus IBFs am seltensten.

Sicherheitsgefühl

Die Studienteilnehmer wurden nach ihren Empfindungen in Bezug auf die Erfahrungen in der Familie, während sie dort aufwachsen, gefragt. Die Kinder mit MLRs gaben die niedrigsten Werte in Bezug auf das Empfinden von Sicherheit in der Kindheit an, gefolgt von den Kindern mit FGRs; die Kinder aus IBFs hatten die höchsten Werte in Bezug auf ihr Sicherheitsgefühl.

Psychische Gesundheit

Danach befragt, ob sie in letzter Zeit oder derzeit aufgrund eines Problems, das mit „Angstzuständen, Depressionen, Beziehungen etc.“ zu tun hat, in Therapie waren oder sind, sagten die von nichtverwandten Personen adoptierten Kinder am häufigsten „Ja“, gefolgt von den Kindern mit MLRs. Am geringsten war die Wahrscheinlichkeit bei den Kindern aus IBFs.

Auf der Allgemeinen Depressionsskala (CES-D) – eine Befragung nach den Gedanken der letzten sieben Tage auf einer Skala von glücklich bis depressiv – gaben die jungen Erwachsenen mit MLRs und FGRs signifikant häufiger höhere Depressionswerte an als die Kinder aus IBFs. Die Kinder mit FGRs gaben zweimal häufiger als die Kinder mit MLRs und fast fünfmal häufiger als die Kinder aus IBFs an, in den letzten zwölf Monaten an Suizid gedacht zu haben.

Liebesbeziehungen

Nach der Qualität ihrer aktuellen Liebesbeziehung befragt, gaben die Kinder mit FGRs die geringste Qualität an, gefolgt von denen, die von nichtverwandten Personen adoptiert wurden; danach kamen die Kindern aus Patchworkfamilien und danach die Kinder mit MLRs. Die höchste Beziehungsqualität gaben die Kinder aus IBFs an.

Auf die Frage, wie oft sie schon dachten, dass ihre aktuelle Beziehung in Gefahr ist, gaben die Kinder mit FGRs die höchste Anzahl an, gefolgt von den Kindern, deren Eltern geschieden waren. Die Kinder aus IBFs gaben die niedrigste Anzahl an.

Die Studienteilnehmer, deren Mutter eine lesbische Beziehung hatte, gaben auf die Frage nach der eigenen Untreue dreimal häufiger als die Kinder aus IBFs an, dass sie eine Affäre hatten, während sie noch verheiratet waren oder in eheähnlicher Gemeinschaft lebten. Danach folgten die Kinder aus Patchworkfamilien (die zweieinhalbmal häufiger eine Affäre hatten) und die Kinder von FGRs (die zweimal häufiger eine Affäre hatten).

Sexuelle Orientierung und Sexualverhalten

Die Teilnehmer der NFSS wurden gebeten, ihre sexuelle Orientierung anzugeben. Die Kinder mit MLRs gaben häufiger als die Kinder in jeder anderen Familiengruppe gleichgeschlechtliche Beziehungen und Bisexualität an. Gleichzeitig waren sie die Teilnehmer, die am seltensten angaben, sich als völlig heterosexuell zu identifizieren, gefolgt von den Kindern mit FGRs. Kinder aus IBFs betrachteten sich am häufigsten als völlig heterosexuell.

Töchter mit MLRs gaben an, in ihrem Leben bisher durchschnittlich etwas mehr als einen weiblichen Geschlechtspartner und vier männliche Geschlechtspartner gehabt zu haben. Die Töchter aus IBFs gaben durchschnittlich 0.2 weibliche Geschlechtspartner und 2.79 männliche Geschlechtspartner an. Die Töchter mit MLRs waren die Teilnehmer, die sich am häufigsten als asexuell bezeichneten, sich also weder zu Männern noch zu Frauen hingezogen fühlten (das betraf 4,1% der Töchter mit MLRs im Vergleich zu 0,5% der Töchter aus IBFs).

Unterschiede im Allgemeinen

Alles in allem hat „How Different“ gezeigt, dass es in der Tat Unterschiede gibt zwischen Kindern, deren Vater oder Mutter eine homosexuelle Beziehung hatte, als sie heranwuchsen, und Kindern, die in einer intakten biologischen Familie mit verheirateten Eltern aufgewachsen sind. Diese Unterschiede betreffen eine Vielzahl sozialer, emotionaler und beziehungsmaßiger Aspekte.

In 25 von 40 untersuchten Bereichen, die eindeutig als suboptimal zu werten sind, konnten statistisch signifikante Unterschiede zwischen Kindern aus IBFs und denen mit MLRs festgestellt werden. Dazu gehören: Das Erhalten von Sozialhilfe, die Notwendigkeit einer Therapie, sexuelle Untreue, sexuell übertragbare Krankheit, sexuelle Belästigung erlebt, geringerer Bildungsabschluss, weniger Sicherheit in der Herkunftsfamilie empfunden, Depressionen, Bindungen und Abhängigkeiten, Rauchen von Marihuana, häufiges Zigarettenrauchen und kriminelles Verhalten.

In 11 von 40 untersuchten Bereichen konnten statistisch signifikante Unterschiede zwischen Kindern aus IBFs und Kindern mit FGRs festgestellt werden, so in den Bereichen: Suizidgedanken, sexuell übertragbare Krankheiten, zu sexuellen Handlungen gezwungen, weniger Sicherheit in der Herkunftsfamilie empfunden, Depressionen, geringe Qualität der eigenen Beziehungen, häufiges Zigarettenrauchen, kriminelles Verhalten.

In beiden Vergleichen [MLR mit IBF sowie FGR mit IBF] gab es jeweils bedeutsame Unterschiede. Den jungen Erwachsenen, deren Mutter eine lesbische Beziehung hatte, ging es dabei im Vergleich mit den Kindern aus intakten biologischen Familien in vielen Bereichen am schlechtesten und in zahlenmä-

ßig mehr Kategorien auch schlechter als den Teilnehmern, deren Vater eine homosexuelle Beziehung hatte.

Antwort auf Kritik: Die Instabilität von Haushalten mit gleichgeschlechtlichen Eltern thematisieren

Mit „Answering Critics“ antwortete *Regnerus* detailliert auf sechs Gesichtspunkte, die von Kritikern seiner Studie genannt wurden. Dabei erstellte *Regnerus* auch neue Datenanalysen, die in der ursprünglichen Studie nicht enthalten sind. Der wichtigste Kritikpunkt an der Studie betrifft die Frage, wie man mit der Instabilität gleichgeschlechtlicher Beziehungen umgehen soll. Die vorliegende Zusammenfassung konzentriert sich darauf, wie *Regnerus* mit dieser Kritik umgeht; welche Methoden er für künftige Studien vorschlägt, um den Instabilitätsfaktor mit einzubeziehen und dabei die möglichen Gründe herauszuarbeiten, die der Instabilität gleichgeschlechtlicher Beziehungen zu Grunde liegen.

In seiner ursprünglichen Studie weist *Regnerus* darauf hin, dass die Haushalte, in denen die jungen Erwachsenen ihre Kindheit verbrachten, nur selten „geplante“ gleichgeschlechtliche Haushalte waren. Die Studie fand heraus: Die befragten jungen Erwachsenen (geboren zwischen 1973 und 1994), bei denen ein Elternteil eine homosexuelle Beziehung hatte, waren üblicherweise in einer heterosexuellen Ehe gezeugt worden; diese Ehe wurde dann geschieden oder getrennt und das Kind blieb mit einem Elternteil zurück. Vor, während oder nach der Scheidung oder Trennung hatte ein Elternteil mindestens eine gleichgeschlechtliche Liebesbeziehung.¹⁴

Genauer: Von den Studienteilnehmern, deren Mutter eine gleichgeschlechtliche Liebesbeziehung hatte, gaben 91% an, mit ihrer Mutter gelebt zu haben, während die Mutter in dieser Beziehung war; aber nur 57% gaben an, dass sie vor ihrem 18. Geburtstag mindestens vier Monate mit der Mutter und deren Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt zusammenlebten. Ein noch geringerer Anteil (23%) gab an, mindestens drei Jahre im gleichen Haushalt mit der Mutter und deren Partnerin gelebt zu haben. Das heißt: Von 2.988 Befragten gaben nur vierzig Personen an, drei Jahre oder länger mit zwei lesbischen Frauen im Haushalt gelebt zu haben. Nur zwei der 15.000 Untersuchten hatten achtzehn Jahre mit den beiden gleichen Frauen verbracht.

Von den Studienteilnehmern, die angaben, dass ihr Vater eine gleichgeschlechtliche Beziehung hatte, wurde sogar eine noch geringere Dauer dieser Beziehungen angegeben. 42% der Studienteilnehmer hatten mit dem Vater, während dieser eine homosexuelle Beziehung hatte, zusammengelebt. Nur 24%

hatten mit ihrem Vater und dessen Partner länger als vier Monate zusammengelebt. Nur 1,1% der Befragten hatten mindestens drei Jahre im gleichen Haushalt mit den beiden homosexuell lebenden Männern gelebt.¹⁵ Kein einziger Teilnehmer hatte die gesamte Kindheit mit zwei homosexuellen Männern verbracht. Diese Ergebnisse deuten stark darauf hin, dass die gleichgeschlechtlichen Beziehungen der Eltern oft von kurzer Dauer waren; eine Erkenntnis, die im Einklang mit anderen Untersuchungen zu größerer Instabilität bei gleichgeschlechtlichen Beziehungen steht.¹⁶

Kritiker bezichtigten *Regnerus* schlechter Methodik und sogar Böswilligkeit, weil nicht Kinder aus intakten biologischen Familien mit Kindern aus intakten lesbischen oder schwulen Familien verglichen wurden (die „Äpfel mit Birnen vergleichen“-Kritik an der NFSS).

In Erwartung dieser Bedenken hatte *Regnerus* immer betont: Obwohl seine Studie ihre Informationen aus einer großen, repräsentativen Gruppe der US-Bevölkerung zieht und obwohl sie eine Screening-Methode benutzt, die darauf angelegt ist, die Anzahl der Teilnehmer mit einem Elternteil in gleichgeschlechtlicher Beziehung zu erhöhen, hatte nur ein sehr kleiner Teil der Befragten angegeben, von den selben zwei lesbischen oder schwulen Eltern drei Jahre oder länger großgezogen worden zu sein. Das war eine zu geringe Zahl, um verlässliche Vergleiche zwischen diesen Familien und intakten biologischen Familien ziehen zu können.¹⁷

Dennoch konzentrierte sich die Kritik auf den Punkt, dass *Regnerus* nicht Kinder aus stabilen gleichgeschlechtlichen Beziehungen mit Kindern aus stabilen heterosexuellen Beziehungen verglichen hatte. Kritiker unterstellten zudem, dass die NFSS einen „veralteten“ Datenbestand repräsentiere, weil das Sexualverhalten der Eltern aus den Siebziger- bis Neunzigerjahren untersucht wurde. Das sei zu alt, um zeitgemäße Rückschlüsse ziehen zu können, was die Auswirkungen unterschiedlicher Familienstrukturen auf die Kinder betreffe. Kritiker warfen auch vor, dass es heutzutage weitaus mehr stabile gleichgeschlechtliche Haushalte in den USA gebe und dass die noch bestehenden Instabilitätsfaktoren zurückgehen würden, wenn gleichgeschlechtliche Paare heiraten können. Deshalb, so die Kritiker, müsse die Studie als irrelevant für moderne Debatten angesehen werden.

In „Answering Critics“ weist *Regnerus* darauf hin, dass die Leser möglicherweise unrealistische Vorstellungen von gleichgeschlechtlichen Familien haben. Teilweise sei das so, weil die gängigen Medien die größte Aufmerksamkeit auf gebildete, reiche, weiße homosexuelle Familien lenken, die künstliche Befruchtung nutzen, um Kinder zu bekommen und die versuchen, diese Kinder in einem langfristig angelegten Haushalt großzuziehen. Die allgemeine

Bevölkerung hat daher wohl angenommen, diese Familien seien repräsentativ für den allgemeinen Trend. Es stört sie, wenn diese Familien in der Stichprobe der Studie nicht zu finden sind.

Regnerus betont, dass es keine, auf einer großen, zufälligen Stichprobenauswahl der Bevölkerung basierende Studie gibt, wonach stabile gleichgeschlechtliche Beziehungen die Norm sind. Im Gegenteil, er zitiert eine Anzahl Wissenschaftler, die Belege für vergleichsweise höhere Trennungsraten bei gleichgeschlechtlichen Partnern fanden – sogar in Ländern, in denen das soziale Stigma deutlich geringer ist und gleichgeschlechtliche Ehen erlaubt und akzeptiert sind. So zitiert er Andersson, dessen Studie zu gleichgeschlechtlichen Ehen in Norwegen und Schweden (veröffentlicht 2006) gezeigt hat, dass „das Scheidungsrisiko bei gleichgeschlechtlichen Ehen wesentlich höher ist“.¹⁸ Die Wahrscheinlichkeit, sich scheiden zu lassen, ist bei schwedischen lesbischen Paaren mehr als dreimal so hoch ist wie bei schwedischen heterosexuellen Paaren. Bei schwedischen schwulen Paaren ist die Scheidungsrate 1,35 mal höher. *Regnerus* bezieht sich auch auf Timothy Biblarz und Judith Stacey, zwei Befürworter gleichgeschlechtlicher Ehen in den USA, die nichtsdestoweniger einräumen, dass lesbische Eltern ein „etwas erhöhtes Risiko“ haben, sich zu trennen, wohl zum Teil wegen ihrer „hohen Gleichheitsstandards“. Auch Michael J. Rosenfeld wird zitiert, der bei einer Untersuchung national repräsentativer Datensätze amerikanischer Paare mehr Instabilitätsmuster unter lesbischen Paaren fand.¹⁹

Regnerus fordert die Leser auf, zu überdenken, ob sie nicht zugunsten einer Darstellung von gleichgeschlechtlichen Familien als Familien aus der weißen oberen Mittelschicht voreingenommen sein könnten. Möglicherweise vernachlässigen sie dabei, dass es auch unter Schwarzen und Hispanos, genauso wie unter weniger gebildeten und weniger wirtschaftlich privilegierten Personen, gleichgeschlechtliche Beziehungen (mit einem höheren Instabilitätsrisiko) gibt. *Regnerus* stimmt hier mit Rosenfeld überein: „Die Literatur über gleichgeschlechtliche Eltern neigte bisher dazu, Studien über Frauen als Informationsquelle heranzuziehen, die sich eine künstliche Befruchtung leisten können: weiße Frauen aus der oberen Mittelschicht. Landesweit repräsentative Daten zeichnen da ein anderes Bild: homosexuelle Paare kommen eher aus der Arbeiterklasse und sind viel häufiger nicht-weiß als die heterosexuellen, verheirateten Paare.“²⁰

Um fair zu bleiben, empfiehlt *Regnerus*, dass Untersuchungen zu Langzeitfolgen für die Kinder der allgemeinen Bevölkerung Kinder aus unterschiedlichen Familienkategorien berücksichtigen sollten. Er schlägt vor, dass sich Wissenschaftler mit dem Problem der Instabilität von Haushalten auseinandersetzen, dass sie diese nicht durch methodische

Entscheidungen beiseiteschieben oder sie durch Verwendung von Datensätzen verhältnismäßig stabilerer gleichgeschlechtlicher Paare ignorieren, wie es seine Kritiker möchten. Zu diesem Zweck macht *Regnerus* Vorschläge, wie mit dem Problem der Instabilität in zukünftigen Studien umgegangen werden könnte.

Instabilität als Risikofaktor

Regnerus erklärt, dass Familieninstabilität der Auslöser oder Risikofaktor [„channel“] sein kann, durch den es zu suboptimalen Langzeitfolgen für die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten kommt. Um zu verstehen, was solche Risikofaktoren sind, bringt er ein Beispiel: Sind Frauen oder Männer gefährdeter, Lungenkrebs zu entwickeln?²¹

Es ist bekannt, dass Lungenkrebs mit Rauchen zusammenhängt. Rauchen ist also ein bekannter Risikofaktor oder Auslöser für Lungenkrebs. Wenn beispielsweise „die meisten Männer rauchten, aber nur sehr wenige Frauen jemals rauchten, wäre es überhaupt nicht hilfreich, zu behaupten (nach statistischer Bereinigung des Faktors Rauchen), dass das Geschlecht keine Auswirkungen auf Lungenkrebs habe.“²² Eine solche Analyse würde behaupten, dass es „keine Unterschiede“ zwischen Männern und Frauen bei der Entwicklung von Lungenkrebs gibt, obwohl es sie in Wirklichkeit sehr wohl gibt. Zudem würde eine wirkliche Ursache (dass viele Männer rauchen) vertuscht werden, obwohl sie doch Anlass zu großer Besorgnis geben sollte.

In ähnlicher Weise, so *Regnerus*, ist Familieninstabilität ein Risikofaktor für suboptimale Langzeitfolgen für die Kinder. Den Faktor Instabilität statistisch herauszurechnen [„control for“], was frühere Wissenschaftler oft taten, würde bedeuten, diesen Risikofaktor nicht mehr wahrzunehmen. Dann kommt es zu „Ergebnissen, die nicht hilfreich sind, um die soziale Wirklichkeit zu verstehen“.²³ *Regnerus* regt an, in zukünftigen Studien mögliche Zusammenhänge zwischen gleichgeschlechtlichen Familien, Familieninstabilität und negativen Langzeitfolgen für die Kinder zu untersuchen.

Warum könnten gleichgeschlechtliche Beziehungen weniger stabil sein?

Zuletzt stellt *Regnerus* eine These zur beobachteten Instabilität gleichgeschlechtlicher Paare auf. Sie basiert auf einer sexuell-ökonomischen Herangehensweise an Liebesbeziehungen: „Diese Sichtweise gibt nicht der sexuellen Orientierung per se die Schuld an der Instabilität, sondern den dauerhaften Geschlechtsunterschieden und Vorlieben in Beziehungen.“²⁴ Im Wesentlichen besagt die These, dass Frauen mit höherer Wahrscheinlichkeit die Messlatte (für ihre Beziehung) hoch legen, um ihre emotionalen Bedürfnisse zu erfüllen. Sie sind häufiger unzufrieden in einer Beziehung, und das veranlasst sie, diese mit höherer Wahrscheinlichkeit zu beenden. Schwule Männer scheinen in ihren Beziehungen sta-

biler als lesbische Frauen zu sein, der männliche Sexualtrieb hat aber eine höhere Tendenz zu mehreren Partnern. Das führt dazu, dass Männer mit geringerer Wahrscheinlichkeit monogam bleiben, was eine andere Art von Instabilität mit sich bringt, deren Auswirkungen auf die Kinder noch unbekannt sind.²⁵

Fazit

In „How Different“ präsentiert *Mark Regnerus* neue und überzeugende Belege dafür, dass junge Erwachsene, deren Eltern eine gleichgeschlechtliche Beziehung haben, unter bedeutsamen und problematischen Langzeitfolgen leiden im Vergleich mit jungen Erwachsenen aus intakten biologischen Familien. Diese Ergebnisse stehen in großem Widerspruch zur ersten Generation der Studien über homosexuelle Elternschaft, die behaupteten, es gebe „keine Unterschiede“ (und sogar einige Vorteile) für Kinder, die von gleichgeschlechtlich lebenden Eltern großgezogen wurden. Diese Behauptung wurde aufgestellt, obwohl die empirischen Belege für das Vorhandensein einer großen Anzahl stabiler Familien mit zwei schwulen oder zwei lesbischen Elternteilen in der US-Bevölkerung fehlen.²⁶

Die Ergebnisse von *Regnerus* stimmen mit den etablierten Forschungen der Sozialwissenschaften der letzten 25 Jahre überein, wonach Kinder sich am besten entwickeln, wenn sie von ihren verheirateten, biologischen Eltern großgezogen werden.²⁷ Um die Jahrtausendwende waren sich Sozialwissenschaftler weitgehend einig, dass es Kindern, die von unverheirateten Müttern, geschiedenen Eltern, in eheähnlicher Gemeinschaft lebenden Paaren oder von Stiefeltern großgezogen werden, schlechter geht als Kindern, die von ihren immer noch verheirateten, biologischen Eltern großgezogen wurden.²⁸ Obwohl es bis dahin keine ausreichenden Daten über schwule und lesbische Elternschaft gab, war es schwer vorstellbar, dass schwule und lesbische Eltern erreichen könnten, was Heterosexuelle in Stieffamilien, Adoptivfamilien, in Ein-Eltern-Familien und in eheähnlicher Gemeinschaft lebende Paare nicht schaffen konnten: Nämlich, das für Kinder optimale Umfeld einer intakten biologischen Familien zu reproduzieren.

Indem *Regnerus* in „How Different“ die gängigen Behauptungen hinterfragt, ist er in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Konsens zur Zeit der Jahrtausendwende. *Regnerus* schließt mit einem Hinweis auf die sozialen Kosten, die bei einem Auseinanderbrechen von Familien entstehen: „Wenn in den USA die Anzahl intakter, biologischer Familien mit Vater und Mutter weiter sinkt, bedeutet das wachsende Herausforderungen für die Familien, aber auch eine erhöhte Abhängigkeit von öffentlichen Gesundheitseinrichtungen, staatlichen Sozialleistungen, psychotherapeutischen Behandlungen, Suchtmittelentzugsprogrammen und dem Strafjustizsystem.“²⁹

Anmerkungen

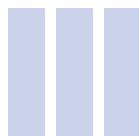
- 1 In „How Different“, Regnerus uses the terms “lesbian mother” and “gay father”. In “Answering Critics”, he changes these two admittedly generalized descriptions to “respondents who report a maternal (or mother’s) lesbian relationship, and respondents who report a paternal (or father’s) gay relationship” (1368).
- 2 Paul R. Amato, „The Well-Being of Children with Gay and Lesbian Parents”, *Social Science Research* 41 (2012): 771-774, p. 772. Davin Eggebeen, who, like Amato is critical of Regnerus’s “How Different”, nevertheless argues that the real importance of the paper is “the description of a new data set that offers significant advantages. Whether the New Family Structures Study has the possibility of unsettling previously settled questions depends in equal parts on the richness of the information collected, as well as the willingness of scholars to make use of these data” (David J. Eggebeen, “What Can We Learn from Studies of Children Raised by Gay or Lesbian Parents?” *Social Science Research* 41 (2012): 775-778, p. 777).
- 3 See Regnerus, „How Different“, 753, 755 (citing Nock 2001; Perrin and Committee on Psychosocial Aspects of Child and Family Health 2002; Redding 2008). At the time of publication, there was only one other same-sex-parenting study that relied upon a large, random sample: that of Michael Rosenfeld of Stanford University, who used 2000 U.S. Census data (Michael J. Rosenfeld, “Nontraditional Families and Childhood Progress through School”, *Demography* 47 [August 2010]: 755-775): “How Different” was the second-known samesex parenting study, a re-examination of Rosenfeld’s research. Douglas Allen (2013) offered another study based upon the large, random national sample of the 2006 Canada Census. All of these papers are summarized in this book.
- 4 See Regnerus, „How Different“, 753.
- 5 This problem is compounded when these studies compare data from a small convenience sample of gay or lesbian parents with data on heterosexual parenting from a large, population-level sample. Although researchers usually mention this limitation of their studies in their analysis, the media almost always fail to transmit that limitation to the public at large, so the overall portrayal of same-sex parents is privileged. Gay contrast, the NFSS drew, random sample from the general U.S. population so that comparisons would be representative of the general population.
- 6 Fiona Tasker (2010: 36) warns against this: “Parental self-report, of course, may be biased. It is plausible to argue that, in a prejudiced social climate, lesbian and gay parents may have more at stake in presenting a positive picture ... Future studies need to consider using additional sophisticated measures to rule out potential biases” (cited in Regnerus, „How Different“, 3 [also citing Bos und Standfort 2010; Brewaeyts et al. 1997]).
- 7 „Rosenfeld“ (2010: 757) notes that of the forty-five studies listed in Tasker’s (2005) review article, only two included ‘a more traditional family control group built into the study.’” (Regnerus, “Answering Critics”, 1368-1369).
- 8 “If stability is a key asset for households with children, then it is sensible to use intact biological families in any comparative assessment” (Regnerus, “Answering Critics”, 1368).
- 9 Interactive visual representations of the findings are available at FamilyStructureStudies.com.
- 10 An important qualification that Regnerus stresses is that the study does not claim to establish causality between parenting styles and child outcomes. In other words, the results are not a “report card” on gay parenting but a report on the average condition of grown children from households of parents who had a same-sex relationship versus those from IBFs. So, for instance, when the study finds that children who had a parent who had been in a same-sex romantic relationship are much more likely to suffer from depression as young adults than are the children who came from intact biological families, the study does not claim that the gay parent was the cause of the depression in his or her child but simply that such children on average had more depression, for reasons unidentified by the study. The goal was simply to identify average differences among the groups of children and to test just how strong the groups’ differences were. That said, the study did control for many other variables, such as age, gender, race or ethnicity, level of mother’s education, perceived household income while growing up, the degree of legislative gay-friendliness of the respondent’s home state, and the experience of being bullied as a youth. Controls help sociologists eliminate alternative explanations for a given outcome, making the causal link between parenting structure and children’s outcomes more likely (though still not for certain) when the results remain statistically significant after controls are applied.
- 11 See Regnerus, „How Different“, 753. These figures generally agree with those of Rosenfeld’s (2010) analysis of American Community Survey data, “which reported that 37% and 42% of children from female and male same-sex households are Black and Hispanic, respectively” (Regnerus, “Answering Critics”, 1371).
- 12 For example, see *Huffington Post*, “Child Abuse Rate at Zero Percent in Lesbian Households, New Report Finds”, November 17, 2011, available at huffingtonpost.com.
- 13 See Andrea J. Sedlak, Jane Mettenburg, Monica Basena, Ian Petta, Karla McPherson, Angela Greene, and Spencer Li, „Fourth National Incidence Study of Child Abuse and Neglect (NIS-4): Report to Congress, Executive Summary”, U.S. Department of Health and Human Services, Administration for Children and Families, available at acf.hhs.gov.
- 14 Regnerus reports that „just under half of [MLR and FRG] respondents reported that their biological parents were once married. This distinguishes NFSS from numerous studies that have been entirely concerned with ‘planned’ gay and lesbian families, such as the NLLFS” (“How Different”, 757). The claim that today’s gay and lesbian couples are more likely to plan for children using IVF, surrogacy, or adoption than to have children through a prior heterosexual union has not been confirmed yet with data. Moreover, because IVF is expensive, it is usually restricted to persons from the upper-middle class. The NFSS suggests that children who were raised by a parent who had a same-sex relationship often came from economically disadvantaged backgrounds. (See Regnerus, “How Different”, table 2 scores on “Family received welfare growing up”.)
- 15 See Regnerus, “How Different”, 757.
- 16 See Charles Q. Strohm, „The Stability of Same-Sex Cohabitation, Different-Sex Cohabitation, and Marriage”, *California Center for Population Research, UCLA* (February 1, 2012); Gunnar Andersson, Turid Noack, Ane Seierstad, and Harald Weedon-Fekjaer, “The Demographics of Same-Sex Marriages in Norway and Sweden”, *Demography* 43 (February 2006): 79-98
- 17 „Perhaps in social reality there really are two ‘gold standards’ of family stability and context for children’s flourishing — a heterosexual stably couples household and the same among gay/lesbian households — but no population-based sample analysis is yet able to consistently confirm wide evidence of the latter” (Regnerus, “Answering Critics”, 1377).
- 18 Anderson et al., „Demographics of Same-Sex Marriages“, 95: „We found that divorce risks are higher in same-sex partnerships than opposite-sex marriages and that unions of lesbians are considerably less stable, or more dynamic, than unions of gay men. ...In Norway, 13% of partnerships of men and 21% of female partnerships are likely to end in divorce within six years from partnership registration. In Sweden, 20% of male partnerships and 30% of female marriages are likely to end in divorce within five years of partnership formation. These levels are higher than the corresponding 13% of heterosexual marriages that end in divorce within five years in Sweden”.
- 19 Regnerus, „Answering Critics“, 1370.
- 20 *Ibid.*
- 21 The example wasn’t based on data but was just used to demonstrate his point.
- 22 Regnerus, „Answering Critics“, 1369.
- 23 *Ibid.*
- 24 *Ibid.*, 1370. Regnerus cites here Baumeister, 2010.
- 25 Regnerus, „Answering Critics“, 1370.
- 26 For examples, see Judith Stacey and Timothy Biblarz, “(How) Does the Sexual Orientation of Parents Matter?” *American Sociological Review* 66 (April 2001): 159-183; Fiona Tasker, “Lesbian Mothers, Gay Fathers, and Their Children: A Review”, *Journal of Developmental and Behavioral Pediatrics* (June 2005): 224-240; Jennifer L. Wainright and Charlotte J. Patterson, “Delinquency, Victimization, and Substance Use Among Adolescents with Female Same-Sex Parents”, *Journal of Family Psychology* 20 (September 2006): 526-530; Rosenfeld, “Nontraditional Families”.
- 27 For examples, see Sara McLanahan and Gary Sandefur, *Growing Up with a Single Parent* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1994); Sara McLanahan, “Parent Absence or Poverty: Which Mat-

ters More?" pp. 35-48 in Greg Duncan and Jaenne Brooks-Gunn, eds., *Consequences of Growing Up Poor* (New York: Russell Sage Foundation, 1997); Elisabeth Marquardt and David Popenoe, *Life Without Father* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1996); Bruce J. Ellis, John E. Bates, Kenneth A. Dodge, David M. Ferguson, L. John Horwood, Gregory S. Pettit, and Lianne Woodward, "Does Father Absence Place Daughters at Special Risk for Early Sexual Activity and Teenage Pregnancy?" *Child Development* 74 (May-June 2003): 801-821; Sara McLanahan, Elisabeth Donahue, and Ron Haskins, "introducing the Issue", *Future of Children* 15 (Autumn 2005): 3-12; Mary Parke, "Are Married Parents Really Better for Children?" *Center for Law and Social Policy*, Washington, DC (May 2003); Elisabeth Marquardt, *Between Two Worlds: The Inner Lives of Children of Divorce* (New York: Crown, 2005); W. Bradford Wilcox et al., *Why Marriage Matters, Second Edition: Twenty-Six Conclusions from the Social Sciences* (New York: Institute for American Values, 2005).

28 *Child Trends*, a nonpartisan research organization, summarized the scholarly consensus: „Research clearly demonstrates that family structure matters for children, and the family structure that

helps children the most is the family headed by two biological parents in a low-conflict marriage" (Kristin Anderson Moore, Susan M. Jekielek, and Carol Emig, "Marriage from a Child's Perspective: How Does Family Structure Affect Children, and What Can Be Done about It?" *Research Brief, Child Trends*, Washington, D.C. [June 2002]). Likewise, Sara McLanahan, of Princeton University, and Gary Sandefur, of the University of Wisconsin-Madison, wrote, "If we were asked to design a system for making sure that children's basic needs were met, we would probably come up with something quite similar to the two-parent ideal. Such a design, in theory, would not only ensure that children had access to the time and money of two adults, it also would provide a system of checks and balances that promoted quality parenting. The fact that both parents have a biological connection to the child would increase the likelihood that the parents would identify with the child and be willing to sacrifice for that child, and it would reduce the likelihood that either parent would abuse the child" (Sara McLanahan and Gary Sandefur, *Growing Up With a Single Parent: What Hurts, What Helps* [Cambridge, MA: Harvard University Press, 1994], 38).

29 Regnerus, "How Different", 766.



Zusammenfassung der Studie von Douglas W. Allen,
Catherine R. Pakaluk und Joseph Price's

„Nontraditional Families and Childhood Progress through School: A Comment on Rosenfeld“

„Nichttraditionelle Familien und die schulische Entwicklung
der Kinder: Ein Kommentar zu Rosenfeld“

Demography 50 (Juni 2013): S. 955-961,
<http://dx.doi.org/10.1007/s13524-012-0169-x>

und

„Normal progress through School: Further Results“

„Normale schulische Entwicklung: Weitere Ergebnisse“

White paper (2. Juni 2014)

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Die Autoren [Allen und Mitarbeiter] beginnen ihre Studie mit der Bemerkung, dass es eine große Herausforderung ist, gleichgeschlechtliche Familien und ihre Auswirkungen auf die Kinder zu untersuchen. Zur Zeit der Veröffentlichung ihres Artikels gab es in den Vereinigten Staaten nur einen einzigen national gültigen, repräsentativen Datensatz: die 2000 Census 5-Percent Public Use Microdata Sample (Mikrodaten-Stichprobe).¹ Dr. Michael Rosenfeld nutzte diesen Datensatz, um die schulische Entwicklung der Kinder zu untersuchen und kam zu dem Ergebnis, dass es bei den Schülern keine Unterschiede gibt: „Kinder von gleichgeschlechtlichen Paaren können mit statistischer Sicherheit nicht von Kindern von verheirateten heterosexuellen Paaren unterschieden werden.“²

Nach sorgfältiger Analyse der [Rosenfeld-]Studie wenden Allen und Mitarbeiter ein, dass Rosenfeld eine Reihe methodischer Entscheidungen traf, die zu seiner Schlussfolgerung, es gebe „keine Unterschiede“, führten.³ Erstens schloss er zwei wichtige Gruppen von Kindern aus der Studie aus: alle Kinder, die in den fünf vorausgegangenen Jahren einen Wohnungsumzug mitgemacht hatten, und alle Kinder, die mit dem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt waren. Durch die Nichtberücksichtigung dieser beiden Gruppen von Kindern reduzierte er seine Stichprobengröße erheblich. Damit schuf er eine Situation, in der die Auswirkungen auf die Kinder von gleichgeschlechtlichen Eltern ununterscheidbar schienen von den Auswirkungen auf die anderen Kinder. Zweitens gelang es ihm bei der Messung der

Auswirkungen auf die Kinder nicht, seinen Messfehler zu verkleinern, was die Tendenz verstärkte, keine statistischen Unterschiede zu finden.

Schulischer Lernfortschritt ist ein wichtiges Indiz für das Kindeswohl. Kinder, die in der Schule zurückbleiben, haben ein sehr viel höheres Risiko, die weiterführende Schule abzubrechen, was mit geringerem finanziellen Einkommen, höherer Arbeitslosigkeit, geringerem Selbstbewusstsein und höherer Sterblichkeitsrate in Zusammenhang steht.⁴ Darüber hinaus haben Studien festgestellt, dass ein effektives elterliches Verhalten/Erziehungsverhalten bei der schulischen Leistung eine wichtige Rolle spielt.⁵ Deshalb ist es für Kinder wichtig, ob unterschiedliche elterliche Erziehungsstrukturen mit einem normalen oder suboptimalen schulischen Lernfortschritt korrelieren.⁶

Im ersten ihrer beiden Dokumente erläutern die Autoren, warum Rosenfelds Entscheidung, die Stichproben zu reduzieren, zu dem Ergebnis „statistisch ohne Signifikanz“ führte. Dann korrigieren sie seine Stichprobenbeschränkungen und wiederholen sein Verfahren. Dabei stellen sie statistisch signifikante Unterschiede fest zwischen Kindern von gleichgeschlechtlichen Eltern und Kindern, die bei Mutter und Vater, die miteinander verheiratet sind, aufwachsen.

Im zweiten Dokument gehen die Wissenschaftler bei ihrer Forschung noch einen Schritt weiter. Sie unterscheiden zwischen den Geschlechterverteilungen

gen in den gleichgeschlechtlichen Haushalten (das heißt, Jungen und Mädchen in lesbischen oder in schwulen Familien). Sie stellen fest, dass es nicht nur signifikante Unterschiede zwischen den Kindern unterschiedlicher Familienstrukturen gibt, sondern dass es auch Unterschiede bezüglich der Folgen für die Kinder innerhalb der Gruppe gleichgeschlechtlicher Familien gibt. Schließlich zeigen sie, dass schon die einfache Ausschaltung des Messfehlers, der das Ergebnis „normale Entwicklung“ erbrachte, zu statistisch signifikanten Unterschieden zwischen den unterschiedlichen Haushalten führte.

Kritik an Rosenfeld

Allens ursprüngliche Kritik an der *Rosenfeld*-Studie umfasst zwei Teile. Im ersten Teil zeigt *Allen*, dass die von *Rosenfeld* gewählte Maßnahme (zwei Kindergruppen aus der Stichprobe herauszunehmen), um seine anvisierten Ziele zu erreichen, in Wirklichkeit seine Intention unterminierte. Im zweiten Teil hinterfragt *Allen* die Absicht *Rosenfelds*, sich in der Studie nur mit Kindern zu befassen, die die Kriterien einer Familienstabilität [kein Umzug in den vorausgehenden fünf Jahren] sowie einer biologischen Verwandtschaft mit einem Elternteil erfüllten.

Durch die Herausnahme der ersten Gruppe von Kindern – Kinder, die in den vorausgehenden fünf Jahren umgezogen waren – wollte *Rosenfeld* sicherstellen, dass er nur Kinder aus relativ stabilen Familien untersucht. *Rosenfeld* begründete das damit, dass Kinder aus einem unbeständigen Zuhause Beweggründe hätten, die ihre Schulleistung beeinträchtigen. Da gleichgeschlechtliche Haushalte eher instabiler sind, wäre es unfair, diese Kinder mit Kindern aus stabileren gegengeschlechtlichen Familien zu vergleichen.

Allen und Mitarbeiter wenden ein, dass die Herausnahme dieser Kinder aus der Stichprobe ein ungeeignetes Verfahren ist, um in Bezug auf Familienstabilität auszuwählen, weil ein Wohnungswechsel nicht unbedingt eine Änderung in der Familienstruktur bedeutet. Familien ziehen oftmals aus Gründen um, die mit einer Veränderung der Familienstruktur nichts zu tun haben (etwa ein Umzug wegen eines neuen Jobs, einer Schule oder um näher an den Verwandten zu wohnen). Tatsächlich stellte *Allen* bei den Daten fest, dass 47,6% der aus der Stichprobe ausgeschiedenen Kinder aus Familien stammten, die von einer Mutter und einem Vater, die miteinander verheiratet waren, geleitet wurden. Diese Kinder kamen also aus derjenigen Familienform, die eine höhere Stabilität aufweist. Damit verkleinerte *Rosenfeld* seine Stichprobe aber beträchtlich (was einen Verlust an Präzision sowie eine größere Wahrscheinlichkeit, keine statistischen Unterschiede zu finden, obwohl sie in Wirklichkeit vorhanden sind, mit sich bringt), während er zugleich eine vermutlich große Anzahl stabiler Familien ausschloss (wo-

mit er sein Ziel zunichtemachte, nur Kinder aus stabilen Familien zu vergleichen). *Allen* legt dar, dass es vernünftiger gewesen wäre, diese Kinder in der Stichprobe zu belassen, und den Faktor „Wohnortwechsel in den vergangenen fünf Jahren“ als Kontrollfaktor mit einzubeziehen. Das hätte den Vorteil gehabt, Familienumzüge zu berücksichtigen und gleichzeitig die große Stichprobe beizubehalten.

Die zweite Gruppe, die *Rosenfeld* aussparte, waren die Kinder, die mit dem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt waren. *Rosenfeld* meinte, dass es ungerecht sei, Kinder, die mit ihren Eltern biologisch verwandt sind (wie Kinder aus einer Familie von Mutter und Vater, die miteinander verheiratet sind), mit Kindern zu vergleichen, die mit ihrem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt sind (wie adoptierte Kinder oder Pflegekinder). Abermals weist *Allen* darauf hin, dass *Rosenfeld* durch die Herausnahme dieser Kinder seine Stichprobe verkleinerte.

Das Problem mit der zweiten Stichprobenverkleinerung besteht darin, dass bei gleichgeschlechtlichen Familien die Bezeichnung „Haushaltsvorstand“ in Bezug auf die biologische Verwandtschaft zum Kind willkürlich ist.⁷ Tatsächlich fand *Allen* bei den Daten von *Rosenfeld*, dass 17,7% der von gleichgeschlechtlichen Paaren aufgezogenen Kinder entfernt wurden, obwohl bei 75,1% von ihnen sehr wohl eine biologische Verwandtschaft bestand, allerdings mit dem zweiten Partner, also dem, der nicht als „Haushaltsvorstand“ fungierte.⁸ Obwohl also eine große Gruppe von Kindern mit einem ihrer Elternteile verwandt war – und damit dem von *Rosenfeld* angestrebten Kriterium der biologischen Verwandtschaft entsprach – strich *Rosenfeld* diese Kinder aus der Studie. *Allen* führt an, dass es klüger gewesen wäre, diese Kinder in der Stichprobe zu lassen und das Kriterium „biologische Verwandtschaft“ zu einem oder beiden Elternteilen als Kontrollfaktor einzubeziehen.

Die Abhandlung von *Allen* weist darauf hin, dass es wichtig ist, alle Kinder einzubeziehen. Es geht nicht nur darum, dass *Rosenfelds* Methode ihren Zweck nicht erfüllte; auch die Zielsetzung, nur bestimmte Kinder, nämlich die aus weitgehend stabilen und biologisch miteinander verwandten Familien zu untersuchen, schlug fehl. *Allen* betont, dass es wichtig ist, diese Kinder in die Stichprobe miteinzubeziehen, weil familiäre Instabilität und der Verlust eines biologischen Elternteils vermutlich gerade diejenigen „Kanäle“ oder Mechanismen sind, durch die die negativen Auswirkungen der neuen Familienstrukturen häufig hervorgerufen werden.⁹

Die Frage der Bedeutung der Kanäle lässt sich mit Folgendem vergleichen: Eine Gruppe von Ärzten möchte untersuchen, ob Erwachsene in städtischen Gebieten eine bessere oder schlechtere Schlafqualität als Erwachsene in ländlichen Gebieten haben.

Die Ärzte nehmen eine sehr große Zufallsstichprobe von Bürgern, grenzen sie entsprechend ihres städtischen oder ländlichen Wohnortes voneinander ab und schauen sich die Antworten in Bezug auf die Schlafqualität an. Allerdings beschließen die Ärzte, aus der Stichprobe alle Erwachsenen herauszunehmen, die nach 15.00 Uhr noch Kaffee trinken oder vor der Schlafenszeit noch hellem Licht ausgesetzt sind. Sie glauben, dass es ungerecht ist, Personen mit diesem Nachteil mit anderen Personen zu vergleichen, die diesen Nachteil nicht haben. Ihre Entscheidung hat zur Folge, dass die Hälfte der Erwachsenen aus städtischen Gebieten aus der Stichprobe herausfällt. Anschließend führen die Ärzte ihre Berechnungen durch und stellen keine statistischen Unterschiede in der Schlafqualität zwischen denjenigen fest, die in städtischen Gebieten gegenüber denjenigen in ländlichen Gebieten leben.

Zu Recht würden wir fragen, ob die Ärzte nicht gerade diejenigen Kanäle aus der Stichprobe entfernt haben, durch die schlechter Schlaf überhaupt erst verursacht wird. Das städtische Leben spielt sich in eher dicht besiedelten Gebieten ab, wo Kaffeetrinken häufig vorkommt und helles Licht nachts die Regel ist. Wir könnten sogar sagen, dass die Forscher das Leben in der Stadt gar nicht verstanden haben, wenn sie diese Erwachsenen aus der Stichprobe herausnehmen.

Allen weist darauf hin, dass in der Wissenschaft ja schon Kanäle identifiziert wurden, durch die die Entwicklung der Kinder beeinflusst wird. Zwei dieser Kanäle sind: Familiäre Instabilität und Verlust eines oder mehrerer biologischer Elternteile.¹⁰ Gleichgeschlechtliche Familien sind per Definition Familien,

in denen das Kind die Trennung von einem oder beiden biologischen Elternteilen durchgemacht hat. Darüber hinaus zeigen gleichgeschlechtliche Paare eine höhere Instabilität und kürzeres Zusammenleben als gegengeschlechtliche Paare.

Wenn *Rosenfeld* beschließt, diejenigen Kinder aus der Stichprobe herauszunehmen, die nicht mit dem Haushaltsvorstand biologisch verwandt sind, oder die in den vorausgegangenen fünf Jahren einen Wohnortwechsel hatten, so nimmt er die Kinder aus der Stichprobe heraus, die die Kanäle durchlaufen, durch die häufig negative Folgen für das Kind auftreten. Man könnte sagen, er stellt das, was Kinder, die in gleichgeschlechtlichen Beziehungen aufwachsen, ja gerade erleben, verdreht dar. *Allen* fordert daher *Rosenfeld* und andere Wissenschaftler auf, diese Kinder in die Stichprobe miteinzubeziehen, um ein umfassenderes Verständnis davon zu erlangen, welche Erfahrungen Kinder in neuen Familienstrukturen machen.

Wie man es richtig macht: Alle Kinder miteinbeziehen

Allen und *seine Mitarbeiter* stellen die übergangenen Gruppen von Kindern gruppenweise nacheinander wieder her, zunächst, indem sie die Kinder einbeziehen, die in den vorausgegangenen fünf Jahren ihren Wohnort gewechselt hatten. Dadurch steigt die Stichprobengröße um mehr als 80%, und die Forscher stellen fest, dass bei den Kindern von miteinander verheirateten heterosexuellen Eltern die Wahrscheinlichkeit um 26,1% höher ist, dass ihre schulische Entwicklung normal verläuft, gegenüber den Kindern gleichgeschlechtlicher Eltern. Das ist ein statistisch signifikanter Unterschied.¹¹

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Kindern, einschließlich der Kinder, die in den vorhergehenden fünf Jahren umgezogen sind

(mit Kontrollen)

1,26	1,16	1,09	1,09	1,00	0,955	0,82
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	gleichgeschlechtliches Paar	alleinerziehende Frau, geschieden	alleinerziehender Mann, geschieden

Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent

Statistisch nicht signifikant

Vergleichsgruppe

Quelle: *Allen, Pakaluk und Price*, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 3, Spalte 2.

Als nächstes fügt *Allen* diejenigen Kinder wieder in die Stichprobe ein, die mit dem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt sind, dabei lassen sie die zuerst ausgelassene Gruppe von Kindern weg. Bei diesem Szenario nimmt die Stichprobengröße leicht zu. Jetzt stellen die Forscher fest, dass die Kinder

von heterosexuellen Ehepaaren eine um 29% größere Chance haben, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, im Vergleich zu den Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten, was erneut einen statistisch signifikanten Unterschied darstellt.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Kindern, einschließlich der Kinder, die mit dem Haushaltsvorstand nicht verwandt sind

(mit Kontrollen)

1,29	1,14	1,06	1,00	0,99	0,95	0,89
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	gleichgeschlechtliches Paar	alleinerziehende Frau, geschieden	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	alleinerziehender Mann, geschieden

- Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent
- Statistisch nicht signifikant
- Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 3, Spalte 3.

Schließlich fügen die Forscher beide Kindergruppen in die Stichprobe ein, stellen damit die ursprüngliche Stichprobe von 1,6 Millionen Kindern wieder her und fügen eine Kontrollgruppe hinzu. Bei diesem Szenario, das in der folgenden Abbildung gezeigt

wird, machen die Kinder von heterosexuellen Ehepaaren mit einer 35% höheren Wahrscheinlichkeit eine normale schulische Entwicklung im Vergleich zu Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien, was erneut ein statistisch signifikanter Unterschied ist.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Kindern - uneingeschränkte Ausführung, die sämtliche Kinder umfasst

(mit Kontrollen)

1,35	1,23	1,18	1,16	1,05	1,00-	0,90
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	alleinerziehende Frau, geschieden	gleichgeschlechtliches Paar	alleinerziehender Mann, geschieden

- Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent
- Statistisch nicht signifikant
- Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 3, Spalte 4.

In seiner ersten Abhandlung zieht *Allen* den Schluss, dass *Rosenfeld* fragwürdige Entscheidungen traf in Bezug auf die Frage, welche Kinder in die Stichprobe für die Studie aufzunehmen sind. Diese Entscheidungen führten zu dem Ergebnis „keine statistischen Unterschiede“ zwischen den verschiedenen Haushalten. Nach Vergrößern der Stichprobe und nach statistischer Kontrolle bezüglich der Bedenken *Rosenbergs* [also nach Einbeziehen der beiden Kontrollfaktoren] stellen *Allen* und *seine Mitarbeiter* beachtenswerte und statistisch signifikante Unterschiede fest.

Weitere Ergebnisse: Unterscheidung nach Geschlecht

In der zweiten Abhandlung „Further Results“ („Weitere Ergebnisse“) starten *Allen* und *Mitarbeiter* mit der vollständigen, uneingeschränkten Stich-

probe von Kindern und fragen, ob in gleichgeschlechtlichen Familien das Geschlecht der Kinder bei der schulischen Entwicklung eine Rolle spielen könnte. Sie stellen fest, dass Mädchen in gleichgeschlechtlichen Haushalten bessere Chancen auf eine normale schulische Entwicklung haben als Jungen in gleichgeschlechtlichen Haushalten.¹²

Anschließend trennt *Allen* die lesbischen Haushalte von den schwulen; die Kinder bleiben weiter nach Geschlecht getrennt. Jetzt stellen die Forscher zusätzliche Unterschiede fest, was die Auswirkungen auf die Jungen und auf die Mädchen betrifft. Während die Mädchen mit einer höheren Wahrscheinlichkeit als die Jungen eine normale schulische Entwicklung durchmachen, haben die Jungen die niedrigsten Chancen für eine normale schulische Entwicklung überhaupt, wenn sie in schwulen Haushalten mitleben.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Mädchen

(mit Kontrollen)

1,00	0,917	0,911	0,818	0,815	0,779	0,762	0,664
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	homosexuelle Väter	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	lesbische Mütter	alleinerziehende Frau, geschieden	alleinerziehender Mann, geschieden

 Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent

 Statistisch nicht signifikant

 Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 2, Spalte 4.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Jungen

(mit Kontrollen)

1,00	0,909	0,904	0,883	0,789	0,762	0,667	0,603
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	alleinerziehende Frau, geschieden	lesbische Mütter	alleinerziehender Mann, geschieden	homosexuelle Väter

 Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent

 Statistisch nicht signifikant

 Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 2, Spalte 3.

Beide Geschlechter, Jungen und Mädchen, haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, wenn sie im Haushalt bei einer alleinerziehenden Mutter oder mit heterosexuellen, zusammenlebenden Eltern mitleben, als im Haushalt bei zwei gleichgeschlechtlichen Elternteilen. In gleichgeschlechtlichen Haushalten zeigen Jungen eine schlechtere schulische Leistung als Mädchen; eine besonders schlechte Leistung zeigen Jungen, wenn sie in schwulen Haushalten mitleben.

Interessanterweise ist das letztgenannte Ergebnis das Gegenteil dessen, was Allen 2013 mit den kanadischen Zensusdaten herausfand. Dort zeigten die von homosexuellen Vätern betreuten Mädchen die schlechtesten schulischen Leistungen im Vergleich zu allen anderen Kindern.¹³ Allen weist darauf hin, dass dieser Unterschied bei den Ergebnissen wahrscheinlich mit mehreren Faktoren zusammenhängt, etwa, dass nur wenige Kinder in gleichgeschlechtlichen Haushalten aufwachsen, oder auch bedingt durch einen Messfehler bei der Erhebung der US-amerikanischen Daten. „Die realistische Schlussfolgerung lautet: Das Geschlecht spielt eine Rolle („gender matters“). Vorsicht ist zu walten bei der Überzeugung, wie sehr und welche Rolle es spielt.“¹⁴

Schlussfolgerung

Allen und Mitarbeiter kritisieren die Entscheidung Rosenfelds, bestimmte Kinder der US-Census-Stichprobe aus seiner Studie auszuschließen. Rosenfelds Entscheidungen, so Allen, waren nicht geeignet, das angestrebte Ziel zu erreichen, nämlich nur Kinder aus stabileren Familien zu untersuchen, die zudem mit einem Elternteil biologisch verwandt sind. Sie fordern Rosenfeld (und andere Wissenschaftler) auf, die Kinder, die in diesen schwierigen Situationen sind, nicht zu übersehen, denn der Zusammenhang zwischen gleichgeschlechtlicher Elternschaft, Verlust eines biologischen Elternteils und familiärer Instabilität spielt für Kinder eine größere Rolle als Wissenschaftler es zugeben. Allen und seine Mitarbeiter kommen außerdem zu dem Schluss, dass das Geschlecht eine Rolle spielt. Wissenschaftler sollten den Zusammenhang zwischen Geschlechterverteilung in jeder Familienstruktur und deren Auswirkungen auf die Kinder [Mädchen und Jungen getrennt] untersuchen, und nicht einfach alle gleichgeschlechtlichen Familien und alle Kinder in einer einzigen Kategorie unterbringen.

Als Allen und Mitarbeiter alle Kinder in die Stichprobe einbezogen und Kontrollgruppen hinzufügten, stellten sie signifikante Unterschiede bezüg-

lich der Auswirkungen [der verschiedenen Familienformen] auf die Kinder fest: Die Chancen der Kinder aus miteinander verheirateten Mutter-Vater-Familien, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, sind 35% höher als die Chancen von Kindern aus Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern. Die Chancen von Mädchen in Haushalten mit lesbischen Müttern, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, sind nur 78% der Chancen, die Mädchen aus miteinander verheirateten Mutter-Vater-Fami-

lien haben. Die Chancen von Jungen in Haushalten mit lesbischen Müttern, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, sind 76%. Die Chancen von Jungen in Haushalten mit homosexuellen Vätern sind nur 60% der Chancen, die Jungen aus miteinander verheirateten Mutter-Vater-Familien haben. Alle diese Unterschiede sind statistisch signifikant. Schulisch ins Hintertreffen zu geraten, hat weitere, sich allmählich ausweitende Auswirkungen, deshalb sind dies Unterschiede, die beachtet werden sollten.

Anmerkungen

- 1 Rosenfeld wrote his article prior to the release of the New Family Structures Study, the only other U.S. nationally representative data set available that includes same-sex-parented children.
- 2 See Appendix: Michael J. Rosenfeld, „Nontraditional Families and Childhood Progress through School“, *Demography* 47 (August 2010): 755-775, p. 770.
- 3 Allen, Pakaluk und Price heben hervor, dass Rosenfeld „keine Unterschiede“ mit „statistisch nicht signifikant“ verwechselt hat. Tatsächlich fand er Letzteres heraus, doch behauptete er, Erstgenanntes festgestellt zu haben.
- 4 See Rosenfeld, 758 (citing Alexander, Entwisle, and Horsey, 1997; Guo, Brooks-Gunn, and Harris, 1996; Moller et al., 2006; Roderick, 1994; Rumberger, 1987; Tillman, Guo, and Harris, 2006; McLanahan, 1985).
- 5 See Rosenfeld, 758 (citing Brooks-Gunn and Markman, 2005).
- 6 Allen, Pakaluk, and Price explain that the 2000 U.S. Census is a limited tool for measuring „normal progress through school“ because of measurement errors. See their „Further Results“, this volume, 8-10.
- 7 „Die exakte Frage auf dem Fragebogen zur Volkszählung fragt, ob das Kind der oder die ‚natürlich geborene Sohn oder Tochter‘ des Haushaltsvorstands ist. Natürlich kann in einem gleichgeschlechtlichen Haushalt höchstens ein Elternteil mit dem Kind biologisch verwandt sein, und daher gibt es keinen Grund, warum dieser Elternteil für Volkszählungszwecke der Haushaltsvorstand sein muss“ (Allen, Pakaluk und Price, „Weitere Ergebnisse“, 3).
- 8 Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 3.
- 9 Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 4.
- 10 Alle Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Paaren leben, werden in einem gewissen Maß den Verlust der Beziehung zu einem Elternteil durchmachen: Entweder werden sie nur zu einem Elternteil im Haushalt eine biologische Beziehung haben (und für den anderen Elternteil Stiefkind sein) oder mit beiden Elternteilen nicht verwandt sein (Adoptivkind oder Pflegekind). Solche Erfahrungen könnten wahrscheinlich genau die „Kanäle“ sein, durch die sich negative Auswirkungen ergeben könnten“ (Allen, Pakaluk und Price, „Weitere Ergebnisse“, 4). Zudem gibt es Belege dafür, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften weniger stabil als heterosexuelle Partnerschaften sind (sowohl eheliche als auch nur zusammenlebende), und diese Feststellung ist hochgradig robust (siehe Kurdek, 1998; Lau, 2012; Andersson et al., 2006; Kalmijn et al., 2007). Man kann vermuten, dass Stabilität ein wichtiger Kanal ist, durch den Auswirkungen auf die Kinder zustande kommen. Es ist wichtig, dass dieser Kanal in den Daten gewürdigt wird“ (Ibid., 5).
- 11 Allen, Pakaluk, and Price, „Nontraditional Families“, 955.
- 12 See Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 6 (table 1, columns 2 and 3),
- 13 See Douglas W. Allen, „High School Graduation Among Children of Same-Sex Households“, *Review of Economics of the Household* 11 (December 2013): 635-658, included in this volume.
- 14 Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 11.

IV

Zusammenfassung der Studie von Douglas W. Allen

„High School Graduation Rates Among Children of Same-Sex Households“

„Highschool-Abschlussquoten von Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten“

Review of Economics of the Household 11 (Dezember 2013): 635-658,
<http://dx.doi.org/10.1007/s11150-013-9220-y>

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Douglas W. Allen leitet seine Studie mit einem Überblick über die Literatur zu gleichgeschlechtlicher Elternschaft ein. Von den 53 Studien zur gleichgeschlechtlichen Elternschaft und deren Auswirkungen auf das Kind sind 50 Studien nicht geeignet, um als Quelle für allgemeine Informationen zum Kindeswohl zu dienen. Diese Studien sind (1) politisiert, indem sie umfassende politische Empfehlungen abgeben, die durch die in der Studie vorgelegten Belege nicht untermauert werden können, (2) konzentrieren sich bei der Messung des kindlichen Verhaltens auf weiche Kriterien (etwa die subjektive Wahrnehmung des Selbstwertgefühls oder der Stigmatisierung), statt auf harte Kriterien, die von Dritten reproduziert werden können (etwa Krankenhausaufenthalte) und/oder (3) basieren auf kleinen Stichproben (im Durchschnitt 30 bis 60 Befragte), auf nicht zufällig ausgewählten Stichproben und/oder statistischen Tests ohne größere Aussagekraft. Allen folgert: „Ein Überblick über die Literatur zu gleichgeschlechtlicher Elternschaft führt unweigerlich zu dem Fazit, dass es sich dabei um eine Sammlung von Explorationsstudien handelt.“¹

Nur insgesamt drei Studien (Rosenfeld, 2010; Regnerus, 2012; Allen et al., 2013) nutzen nationale Zufallsdatenbestände. Eine davon (Rosenfeld) vertritt die These, dass es „keine Unterschiede“ zwischen Kindern aus gleichgeschlechtlichen und Kindern aus gegengeschlechtlichen Haushalten gibt. Dr. Michael Rosenfeld nutzte die amerikanische Volkszählung (2000 U.S. Census), um die schulische Entwicklung von Kindern aus unterschiedlichen Familienformen in den Vereinigten Staaten zu untersuchen. Rosenfeld schlussfolgerte, dass Kinder aus gleichgeschlechtlichen Familien eine normale schulische Entwicklung durchmachen und es in dieser Hinsicht keine Unterschiede zwischen ihnen und Kindern aus gegengeschlechtlichen Familien gibt.²

In dieser Abhandlung analysiert Allen die Highschool-Abschlussquoten in Kanada. Seine Ergebnisse stellen sowohl Rosenfelds Methodik als auch dessen Resultate infrage.

Allen stützt sich auf die kanadische Volkszählung von 2006 (2006 Canada Census) und nutzt diese umfassende, nationale Wahrscheinlichkeitsstichprobe mit fast zwei Millionen Kindern aus sechs unterschiedlichen Familienstrukturen:

1. Familien mit alleinerziehenden Müttern, wozu sowohl heterosexuelle als auch lesbische Mütter gehören, da der Canada Census bei der sexuellen Orientierung alleinstehender Müttern keine Unterschiede macht.
2. Familien mit alleinerziehenden Vätern, wozu heterosexuelle und homosexuelle Väter gehören.
3. Familien mit heterosexuellen, miteinander verheirateten Eltern, also gegengeschlechtliche Paare in der ersten oder einer folgenden Ehe. Der Canada Census erfasst nur den „aktuellen Ehestand“ und fragt nicht, ob einer der beiden ein Stiefeltern teil ist.
4. Eheähnliche Gemeinschaften umfassen gegengeschlechtliche Paare, die zusammenleben, aber nicht gesetzlich verheiratet sind. In Kanada haben eheähnliche Gemeinschaften die gleichen Rechte und gleichen Verpflichtungen wie verheiratete Paare.
5. Familien mit homosexuellen Vätern umfassen verheiratet oder unverheiratet zusammenlebende homosexuelle Männer. Kanada bietet seit 1997 Steuervergünstigungen und staatliche Leistungen für gleichgeschlechtliche Partner an. Seit 2005 sind

gleichgeschlechtliche Ehen gesetzlich anerkannt. Zu dieser Kategorie gehören jedoch nicht zwei Männer, die in einer nicht-homosexuellen Beziehung zusammenleben.

6. Familien mit lesbischen Müttern umfassen verheiratet oder unverheiratet zusammenlebende lesbische Frauen. Zu dieser Kategorie gehören nicht zwei Frauen, die aus anderen Gründen zusammenleben.

Die Kinder

Allen beschränkt seine Stichprobe auf 17- bis 22-jährige Kinder (das Highschool-Alter) und analysiert zwei Messgrößen in Bezug auf ihr Verhalten: Schulbesuch und die Wahrscheinlichkeit von Schulabschlüssen. Er findet heraus, dass die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten eine signifikant geringere Wahrscheinlichkeit haben, einen High-

school-Abschluss zu machen – obwohl homosexuelle und lesbische Eltern ihre Kinder ebenso häufig auf die Highschool schicken wie gegengeschlechtliche Eltern. Die Chancen, den Schulabschluss zu machen, betragen bei Kindern aus Familien mit homosexuellen Vätern, nur 69% derjenigen Chancen, die Kinder aus verheirateten heterosexuellen Familien haben. Die Chancen der Kinder aus Familien mit lesbischen Müttern betragen sogar nur 60% derjenigen Chancen, die Kinder aus gegengeschlechtlichen Familien haben.

Um zu veranschaulichen, wie stabil diese Unterschiede zwischen den verschiedenen Familienstrukturen sind, führt Allen den Leser durch einen Verlauf von Szenarien, indem er die Daten unter unterschiedlichen Bedingungen auswertet. Er beginnt mit den uneingeschränkten Durchschnittswerten der Gesamtstichprobe:

Highschool-Abschlussquoten

(keine Kontrollen)

0,72	0,62	0,61	0,60	0,59	0,52
gegengeschlechtlich Verheiratete	alleinerziehender Vater	alleinerziehende Mutter	homosexuelle Väter	nichteheliche Lebensgemeinschaft	lesbische Mütter

Das Diagramm stellt die Schulabschlussquoten in ihrer elementarsten Form dar: Abgesehen von der Art des Haushalts wurden die Daten durch kein weiteres Merkmal kontrolliert. Die Ergebnisse zeigen schon hier, dass es Unterschiede bei den Schulabschlussquoten gibt: Die Kinder von gegengeschlechtlichen verheirateten Paaren schneiden am besten ab. Die Kinder lesbischer Eltern haben die niedrigsten Abschlussquoten, die Kinder aus den anderen Familienformen liegen dazwischen. Die Ergebnisse schließen aber andere mögliche Erklärungen dafür, dass Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern, Kinder alleinerziehender Elternteile sowie Kinder aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften niedrigere Abschlussquoten aufweisen, noch nicht aus. Beispielsweise könnten Kinder mit gleichgeschlechtlichen Paaren aus Haushalten mit niedrigerem Einkommen stammen, was zu ihren geringeren Abschlussquoten beitragen könnte. Aus dem Diagramm kann man also

noch nicht folgern, dass es die Familienstruktur ist, die eng mit den gezeigten Auswirkungen auf die Kinder korreliert. Daher lotet Allen alternative Erklärungen tiefer aus.

Im nächsten Diagramm rekonstruiert Allen eine von Rosenfelds Analysen – diesmal mit den kanadischen Daten. Da Rosenfeld wusste, dass gleichgeschlechtliche Haushalte eng mit dem Merkmal „Mobilität“ korrelieren, schloss er alle Familien aus der Stichprobe aus, die in den vorangegangenen fünf Jahren ihren Wohnort gewechselt hatten. Er argumentierte, dass eine Zerrüttung der Familie (etwa eine Scheidung) zu einem Umzug führen könnte, was die schulische Leistung des Kindes beeinträchtigt. Durch die Herausnahme dieser Familien erhielt Rosenfeld eine Stichprobe von Kindern aus relativ [orts-]stabileren Haushalten. Allen prüft diese Messgröße und kommt zu den folgenden Ergebnissen:

Highschool-Abschlussquoten mit einer eingeschränkten Stichprobe

(Begrenzt auf Familien, die in den vorangegangenen fünf Jahren nicht umgezogen sind)

0,73	0,65	0,64	0,62	0,59	0,58
gegengeschlechtlich Verheiratete	alleinerziehender Vater	alleinerziehende Mutter	nichteheliche Lebensgemeinschaft	homosexuelle Väter	lesbische Mütter

Bei diesem Szenario ähneln die Ergebnisse dem vorhergehenden: Kinder aus gegengeschlechtlich verheirateten Haushalten schneiden am besten ab, Kinder aus Haushalten mit lesbischen Müttern weisen die schlechtesten Werte auf, und alle anderen Familien liegen dazwischen. Zudem verzeichnen die Kinder aus Haushalten mit homosexuellen Vätern niedrigere Abschlussquoten als im vorhergehenden Szenario.

Danach bietet *Allen* einen neuen Ansatz an. Er stellt die Gesamtstichprobe wieder her (er bezieht also die Familien wieder mit ein, die innerhalb der vorausgegangenen fünf Jahre umgezogen waren). Doch diesmal fügt er Kontrollen in Bezug auf Merkmale des Kindes, auf Elternbildung und den Ehestand des Haushaltes hinzu. Merkmale des Kindes, etwa eine Behinderung oder ein Umzug innerhalb der vorausgegangenen Jahre, senken die Chancen eines

Kindes, einen Abschluss in der Highschool zu machen; die Chancen steigen dagegen, wenn das Kind ein Mädchen ist oder wenn es aus einem städtischen Umfeld oder aus einer Familie kommt, in der alle die gleiche Ethnie (englisch: race) haben. Kinder mit Eltern, die einen Highschool-Abschluss haben, schließen die Highschool doppelt so häufig ab wie Kinder von Eltern, die keinen Abschluss haben. Kinder, die aus einer Familie kommen, bei der sich die Eltern getrennt haben, haben geringere Chancen, die Highschool abzuschließen. *Allen* stellt statistische Kontrollen für alle diese Faktoren bei Kindern und Eltern auf, so dass keiner mehr als Ursache für die Unterschiede bei den Auswirkungen auf die Kinder in Frage kommt.

Das folgende Diagramm zeigt die Ergebnisse nach statistischer Kontrolle bezüglich der oben erwähnten Faktoren:

Das Quotenverhältnis von Kindern, die einen Highschool-Abschluss machen

(mit Kontrollen)

1,13	1,00	0,69	0,63	0,62	0,60
nichteheliche Lebensgemeinschaft	gegengeschlechtlich Verheiratete	homosexuelle Väter	alleinerziehender Vater	alleinerziehende Mutter	lesbische Mütter

- Statistisch nicht signifikant
- Statistisch signifikant in Höhe von 5%

Ein Quoten- oder Wahrscheinlichkeitsverhältnis abzubilden ist eine Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit von auftretenden Symptomen oder Phänomenen darzustellen. In diesem Fall behält *Allen* die Kontrollgruppe (die Kinder aus Familien mit gegengeschlechtlich verheirateten Eltern) bei 1,00 und misst nur, wie stark – im Vergleich zur Kontrollgruppe – das Aufwachsen in einer anderen Familienstruktur mit einem Highschool-Abschluss verknüpft ist. Je niedriger das Quoten- oder Wahrscheinlichkeitsverhältnis ist, desto schwächer ist die Verknüpfung mit dem Highschool-Abschluss. Im oben gezeigten Diagramm sind die hell-orangen Balken statistisch nicht signifikant und können deshalb nicht als zuverlässige Angaben gelten. Die Balken in Dunkelorange geben die statistisch signifikanten Ergebnisse wieder, die belastbar genug sind, um sich auf sie zu stützen. Beim Blick auf diese Zahlen stellt man fest, dass die Kinder aus gegengeschlechtlich verheirateten Haushalten am besten abschneiden; die Kinder aus Haushalten mit lesbischen Müttern weisen die schlechtesten Werte auf; die Kin-

der aus Haushalten mit homosexuellen Vätern sind zwischen beiden Werten zu finden.

Zu beachten ist, dass bei allen drei grafisch dargestellten Szenarien die Rangfolge bestehen bleibt. Zwar ändern sich die zahlenmäßigen Ergebnisse, nicht aber das Verhältnis zwischen den Kindern aus gegengeschlechtlich verheirateten Familien und Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien.

Allen stellt noch eine andere Frage: Macht es einen Unterschied, ob das Kind ein Mädchen oder ein Junge ist? Der Canada Census ermöglicht es, das Geschlecht der Kinder in jedem gleichgeschlechtlichen Haushalt zu ermitteln, und *Allen* beschränkt die Stichprobe jetzt auf entweder nur Jungen oder nur Mädchen. Das folgende Diagramm verzeichnet das Quoten- oder Wahrscheinlichkeitsverhältnis für Mädchen, wie zuvor nach statistischer Kontrolle für die oben angegebenen Merkmale bei den Kindern und den Eltern.

Quotenverhältnis von Kindern, die einen Highschool-Abschluss machen

(nur Mädchen, mit Kontrollen)

1,00	0,93	0,51	0,46	0,45	0,15
gegengeschlechtlich Verheiratete	nichteheliche Lebensgemeinschaft	alleinerziehende Mutter	alleinerziehender Vater	lesbische Mütter	homosexuelle Väter

- Statistisch nicht signifikant
- Statistisch signifikant in Höhe von 5%

Hier zeigen die Mädchen, die bei zwei homosexuellen Vätern leben, die schlechtesten Ergebnisse – die Wahrscheinlichkeit eines Schulabschlusses beträgt bei ihnen nur 15% der Wahrscheinlichkeit von Mädchen, die bei gegengeschlechtlich verheirateten Eltern leben. Mädchen, die bei zwei lesbischen Müttern leben, schneiden besser ab. Die Wahrscheinlichkeit ihres Schulabschlusses beträgt 45% der Wahrscheinlichkeit von Mädchen, die bei gegengeschlechtlich verheirateten Eltern leben. Die Mädchen, die bei einem alleinerziehenden Vater leben, schneiden besser ab als die Mädchen, die bei zwei homosexuellen

Vätern leben. Mädchen, die bei zwei lesbischen Müttern leben, schneiden ähnlich ab wie Mädchen bei einem alleinerziehenden Vater. Die Geschlechterkonstellation der Eltern macht für das Mädchen also einen eklatanten Unterschied. Was den Highschool-Abschluss betrifft, ist es für das Mädchen besser, bei einem alleinerziehenden Elternteil zu leben als bei zwei Eltern des gleichen Geschlechts.

Aufgrund der Stichprobeneinschränkung konnte *Allen* für die Jungen keine statistisch signifikanten Ergebnisse finden:

Quotenverhältnis von Kindern, die einen Highschool-Abschluss machen

(nur Jungen, mit Kontrollen)

1,61	1,23	1,00	0,76	0,76	0,68
homosexuelle Väter	nichteheliche Lebensgemeinschaft	gegengeschlechtlich Verheiratete	alleinerziehender Vater	lesbische Mütter	alleinerziehende Mutter

- Statistisch nicht signifikant
- Statistisch signifikant in Höhe von 5%

Die einzigen statistisch signifikanten Ergebnisse betrafen das Aufwachsen von Jungen in Haushalten mit alleinerziehendem Vater und alleinerziehender Mutter. Die Ergebnisse für Jungen in gleichgeschlechtlichen Haushalten waren nicht belastbar genug, um als zuverlässig zu gelten. Dennoch macht auch hier das Geschlecht offensichtlich einen Unterschied. *Allen* stellt die These auf, dass „Söhne bei Vätern und Töchter bei Müttern besser abschneiden“.³ Weitere Untersuchungen und Daten sind aber nötig, um diese Tendenz zu bestätigen. Doch ist diese Annahme nicht neu: „In der Fachliteratur zur Kindesentwicklung sowie in der Pop-Kultur wird die Überzeugung vertreten, dass Mütter und Väter jeweils unterschiedliche Beiträge zur Erziehung leisten, die nicht völlig austauschbar sind. Die Ergebnisse würden mit dieser Feststellung übereinstimmen, es braucht aber mehr Forschung, um einen Kausalzusammenhang zu zeigen.“⁴

Infolge dieser Szenarien schließt *Allen*: Es ist wichtig, die Geschlechterkonstellation der Eltern und das Geschlecht der Kinder zu berücksichtigen. Erzie-

hung bei lesbischen Eltern sollte von einer Erziehung bei schwulen Eltern unterschieden werden und man sollte nicht davon ausgehen, dass Jungen und Mädchen jeweils gleich auf die Erziehung in entweder lesbischen oder schwulen Haushalten reagieren.

Allens Schlussfolgerungen unterscheiden sich sehr stark von denen *Rosenfelds*. *Allen* erörtert drei Gründe dafür:

Erstens schloss *Rosenfeld* alle gleichgeschlechtlichen Paare aus der Stichprobe aus, die ihren Wohnort in den letzten fünf Jahren vor der Befragung gewechselt hatten. Er nahm diese Familien heraus, weil gleichgeschlechtliche Paare in einem starken Zusammenhang mit Mobilität stehen. Er formulierte das so: „Die meisten der zur Zeit der Volkszählung im Jahr 2000 von gleichgeschlechtlichen Paaren aufgezogenen Kinder hatten zuvor die Scheidung oder Zerrüttung ihrer Eltern durchgemacht, was für einige Kinder traumatisch ist.“⁵ *Rosenfeld* meinte, es sei ungerrecht, Kinder in die Stichprobe mitaufzunehmen, die eine solche Umstellung durchgemacht haben.⁶

Allen dagegen betont, dass der Prozentsatz von gleichgeschlechtlichen Familien, der im Zusammenhang mit Mobilität stand, so hoch war, dass *Rosenfeld* – dadurch dass er sie aus der Stichprobe ausschloss – zwei größere Probleme bekam: Erstens wurde es dadurch statistisch unmöglich, die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten von den anderen Kindern zu unterscheiden, was zur falschen Nullhypothese führt (es gibt „keine Unterschiede“).⁷ Zweitens: Indem *Rosenfeld* die mobilen Familien aus der Stichprobe herausnahm, beseitigte er genau den Faktor, der für die geringen Abschlussquoten verantwortlich sein könnte – familiäre Instabilität aufgrund ehelicher Zerrüttung: „Die erhöhte Wahrscheinlichkeit, eine Klasse nicht zu bestehen, kann sehr wohl mit der vorausgegangenen Scheidung oder Trennung der Eltern zu tun haben – insbesondere, wenn die Wahrscheinlichkeit statistisch der bei alleinerziehenden Eltern ähnelt. Viele Kinder in gleichgeschlechtlichen Haushalten wurden ja ursprünglich in einer gegengeschlechtlichen Familie, die später in die Brüche ging, geboren.“⁸ *Allen* bezieht diese Familien also in die Stichprobe ein und führt eine statistische Kontrolle bezüglich des Merkmals „eheliche Vorgeschichte der Eltern“ durch.

Ein zweiter Grund, warum *Allen* zu einem anderen Schluss kommt, liegt darin, dass die US-Volkszählung aus dem Jahr 2000, auf die sich *Rosenfeld* stützte, Messfehler enthält. Aufgrund des „Defense of Marriage Amendment (DOMA)“-Gesetzes war es bei der US-Volkszählung nicht erlaubt, gleichgeschlechtliche Paare zu identifizieren. *Rosenfeld* musste also intelligente Vermutungen anstellen, welches die gleichgeschlechtlichen Paare waren. Seine Vermutungen basierten auf den Antworten zu allgemeineren Fragen über Geschlecht und dazu, wer der Haushaltsvorstand war. *Rosenfeld* stellte die besten für ihn möglichen Vermutungen an, doch war das eine große Einschränkung seiner Studie. Da in Kanada zur Zeit der Volkszählung die gleichgeschlechtliche Ehe aber legal war, konnte sich *Allen* direkt auf die Selbstidentifikation der gleichgeschlechtlichen Paare stützen, was eine höhere Genauigkeit bei der Ermittlung der Familienstruktur zur Folge hatte.

Schließlich unterscheidet *Allen* zwischen schwulen und lesbischen Haushalten, *Rosenfeld* dagegen benutzte dafür nur eine einzige Kategorie. Das ermöglichte eine größere Genauigkeit bei den Ergebnissen von *Allen*.

Allens Studie über kanadische gleichgeschlechtliche Eltern und die Highschool-Abschlussquoten ihrer Kinder ist daher präziser als die *Rosenfeld*-Studie. *Allens* Studie macht glaubwürdig klar, dass die derzeit solidesten Daten auf dem empirischen Forschungsmarkt das Fazit unterstützen: Was die Auswirkungen auf die Kinder betrifft, gibt es sehr wohl Unterschiede zwischen den verschiedenen Familien-

formen. Kinder aus gegengeschlechtlich verheirateten Haushalten übertreffen ihre Altersgenossen aus sämtlichen anderen Familienstrukturen, auch die aus gleichgeschlechtlichen Haushalten. Kinder aus lesbischen Haushalten tendieren dazu, am schlechtesten abzuschneiden.

Schlussfolgerung

Allen schlussfolgert: Die These, die man überwiegend in der Fachliteratur über gleichgeschlechtliche Elternschaft findet, nämlich, es gebe „keine Unterschiede“, ist aufgrund des fehlenden wissenschaftlichen Werts dieser Forschungen nicht gerechtfertigt. *Allen* untersuchte eine große Zufallsstichprobe aus der kanadischen Volkszählung von 2005 und fand heraus, dass Kinder aus schwulen und lesbischen Haushalten signifikant niedrigere Highschool-Abschlussquoten aufzeigten als Kinder von gegengeschlechtlichen, verheirateten Eltern. *Allen* weist darauf hin, dass seine Untersuchungsergebnisse im Vergleich zur Wirklichkeit vermutlich noch ein zu rosiges Bild von den Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien zeichnen. Denn die kanadische Volkszählung bezieht in die Kategorie der gegengeschlechtlichen, verheirateten Eltern auch jene mit ein, die nach einer vorhergehenden Scheidung wieder geheiratet haben. Hätte *Allen* Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern mit einer Kontrollgruppe von Kindern aus intakten (zuvor nie geschiedenen) gegengeschlechtlichen, verheirateten Eltern vergleichen können – was Soziologen als den „Goldstandard“ für Kinder bezeichnen –, wären die geschätzten Abschlussquoten für Kinder aus diesen intakten Familien vermutlich noch höher. Der Abstand zu den anderen Familiengruppen wäre dann noch signifikanter und besorgniserregender.

Allen schließt mit einem Appell an die akademische Welt, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Familienstrukturen im Hinblick auf die Auswirkungen auf die Kinder anzuerkennen und sorgfältiger zu erforschen, warum es diese Unterschiede gibt – durch den Einsatz effizienterer methodischer Konzeptionen und höherwertigerer statistischer Tests. Es ist ein Weckruf nach einem „außergewöhnlichen Datenbestand“, der sehr groß ist, landesweit, zufällig erhoben; der sich auf Selbstauskunft bezüglich der sexuellen Orientierung der Eltern stützt; retrospektiv, mit einer Zeitlinie für jede einzelne frühere familiäre Veränderung, so dass die Wissenschaftler die eheliche Vorgeschichte der Eltern und eheliche Instabilität quer durch alle Familienstrukturen untersuchen können.⁹

Anmerkungen

1 *Allen*, 642.

2 Siehe Anhang: Michael Rosenfeld, „Nontraditional Families and Childhood Progress through School“, *Demography* 47 (August 2010): 755-775.

3 *Allen*, 649.

4 *Ebd.*, 651-652.

5 *Rosenfeld*, 758.

6 *Ebd.*, 760.

7 *Allen*, 641.

8 *Ebd.*, 642.

9 *Ebd.*, 655.



Familienbund der Katholiken im Bistum Augsburg

Kappelberg 1 · 86150 Augsburg
www.familienbund.bistum-augsburg.de
